

Among Peers mit Abstechern in den Club der toten Denker – ein Vorwort

Intellektuelle unter sich. Was für ein Theater! Wenn das Ihr Eindruck ist beim Lesen dieses Buches und wenn sich dabei auch noch der Gehirnmuskel strafft – wer möchte schon intellektuell unter Niveau unterhalten werden –, so ist's der Autor zufrieden. Lach-Yoga, behauptet er, ist der Anfang allen Yogas. Das Übrige geschieht dann wie von selbst. Mit etwas Übung. – Ein etwas unüblicher Anfang – zumal für ein Vorwort. Doch unter Intellektuellen – among Peers –, wo man mit gedanklichen Verrenkungen vertraut ist, weil man sie auch deshalb nötig zu haben glaubt, um im Sichtbarkeitswettbewerb nicht übersehen zu werden, kann schon einmal vorneweg stehen, was eigentlich hintangestellt gehört. Einrenken lässt es sich immer noch, wie das Buch ja zeigt.

Was für ein Theater also. Diese Intellektuellen sind schreckliche Leute – wie alle eben. Bloß auf ihre verwechselbar unverwechselbare Intellektuellenart oder -unart. So schrecklich allerdings auch wieder nicht, es gibt Schrecklicheres. Das Buch kommt ganz ohne ›Sex and Crime‹ aus. Die einzige Indiskretion unterhalb der Gürtellinie, wenn es denn eine ist, ist soweit mir bewusst, die, dass Arthur Koestler, Clubmitglied bei den ›toten Denkern‹, ein lausiger Liebhaber gewesen sein muss. Und sie stammt nicht vom Autor, die Beauvoir hat's durchgestochen.

Um dies nur der Vollständigkeit des Bildes halber zu erwähnen, das hier von den Intellektuellen gezeichnet wird: Freilich gibt es unter ihnen ›Sex and Crime‹. Was den ›Crime-Part‹ angeht, so schreiben jetzt manche einen Krimi oder gleich mehrere. Häufig unter Pseudonym. Man kommt dann publizistisch doppelt vor, was die Chancen der Sichtbarkeit erhöht. Die Publizistin Cora Stephan beispielsweise – sie darf hier namentlich erscheinen, weil sie später nicht mehr vorkommt – heißt als Krimiautorin auf einmal Anne Chaplet. Ein schöner Name, mich hat er nicht becirct. Ein anderer – Feuilletonleser wissen wer gemeint ist – publizierte 2012 einen Kriminalroman, der sogar unter Intellektuellen, among Peers, spielt. Sicherlich Geschmacksache, wenn der Verfasser einen real existierenden Kollegen auf ausgesucht unschöne Weise darin zu Tode kommen lässt. Zwei Jahre danach ist dieser Kollege dann tatsächlich tot (siehe unten: Tod eines Kritikers mit »Röntgenblick«). Der noch lebende Kollege hat trotzdem Schwein gehabt, die Todesursache war eindeutig, er ist nicht in Verdacht geraten.

Intellektuelle sind jedoch nicht nur schreckliche Leute, wie alle übrigen auch sind sie nicht immer nur unausstehlich. Manches, was sie vorbringen oder zu Papier, ist drollig und macht sie einem sympathisch. Wenn ich mich im Folgenden über putzige Verrenkungen lustig mache, ist mir daran gelegen, keine und keinen zu grob anzufassen. Ich unterstelle jeder und jedem, dass sie es gut meinen, auch mit den gedanklichen Verrenkungen, die sind nicht ausschließlich motiviert vom Distinktionswunsch. Der starke Begriff vom Intellektuellen – im Unterschied zum schwachen, der lediglich den Gelehrten, den Wissenschaftler, den Datenerkennungs- und Informationsexperten bezeichnet – begreift den Intellektuellen als jemanden, der oder die einen kognitiven und sensitiven Überschuss in sich angesammelt hat, von dem er oder sie gerne abgeben möchte. An eine bedürftige Allgemeinheit um deren Wohlfahrt willen. Intellektuelle sind – man verzeihe mir den derben pastoralen Vergleich – ein wenig wie Kühe, die gemolken sein wollen. Die ihre Milch partiell uneigennützig der ›Allmende‹ zugeführt sehen möchten. Sonst vollführen sie womöglich ganz schreckliche Verrenkungen oder lassen sich, was so furchtbar lange nicht mal her ist, von ›Erziehungsdiktaturen‹ anheuern. Beziehungsweise zeigen keine Skrupel, sich auch Tyrannen anzudienen (der Fall Heidegger, siehe Kapitel 77: Besuch im Club der toten Denker abgesagt oder »vom Ereignis«).

Und was ist ganz aktuell das Problem mit ihnen? Wenn Sloterdijk – wen meint er eigentlich? – die »gebende Hand« beschwört, dann muss mit Blick auf die Intellektuellen von einem anderen Körperteil gesprochen werden, vom ›gebenden Kopf«. Und der hat das Problem, dass mittlerweile niemand mehr so recht weiß, worin seine Gabe bestehen könnte und ob überhaupt noch Abnehmer da sind. Die schöne neue Digitalwelt, der auch die Intellektuellen ins Netz gehen, generiert nicht nur mit Wikipedia einen virtuellen Gesamtintellektuellen, der den reellen ziemlich alt aussehen lässt und sein angestammtes Rollenmodell in die Funktions- und Sinnkrise stürzt.

Und wie ist es mit dem Kopf des Autors bestellt? Wenn er sich noch nicht hat digital enthaupen lassen, was ist seine Gabe? Einrenkungsversuche an gedanklichen Verrenkungen. Und: der Yogi – genauer: der Vorschlag einer Personalunion des Intellektuellen und des Yogi. Nehmen ist bekanntlich seliger als geben, was für die Gabe hoffen lässt. Und wer als potentiell Nehmender fürs Erste noch vor dem Yogi zurückzuckt, weil er ihn für den Ausbund an Verrenkung hält, dem sei versichert: Mit diesem Vorurteil wird gründlich aufgeräumt. Hernach passen die gedanklichen Glieder so harmonisch zusammen, wie es auf der physischen Ebene kein Chiropraktiker besser hätte richten können.

Was endlich hat es mit dem ›Club der toten Denker‹ auf sich? Eine Vereinigung wie die »Apostel« zu Cambridge? Könnte man so sagen. Nur, dass man nicht im Trinity-College tagt und tafelt, sondern im Hades. Oder im Himmel, je nach mythisch-metaphorischer Bezugsgröße. – Die im Folgenden unternommenen Abstecher in den Club der toten Denker (der Leser muss sich deswegen nicht den Risiken und Nebenwirkungen einer Hades- oder Himmelfahrt aussetzen, schließlich hat sich der Geist der Großen in unsterblichen Werken sedimentiert, die jetzt auch digital verfügbar sind) suchen speziell solche Denker auf, die schon einmal Pionierarbeit auf dem Weg zur Personalunion des Intellektuellen und des Yogi geleistet haben. Der Intellektuelle als Yogi hat thematisch also einen gewissen historischen Vorlauf im Intellektuellenmilieu. Vielleicht macht es einige dadurch auf die yogische Perspektive neugierig, dass sie sich geschmeichelt fühlen, wenn man ihnen sagt, sie stünden dabei ›auf den Schultern von Riesen‹.

Nun Vorhang auf fürs erste Bild oder Stück. Auf tritt der Liebe Gott – und hat gleich wieder seinen Abgang. Womit es für die Intellektuellen mit den Schwierigkeiten so richtig los geht.

2

In der Gottesposition

»Dieu, je vous soupçonne d'être un intellectuelle de gauche.« Dies, dass es sich beim lieben Gott vermutlich um einen Linksintellektuellen handle, pinselten studentische Aufrührer im Pariser Mai 68 an eine Hauswand des Quartier Latin. Die Linksintellektuellen in der Gottesposition, was für Zeiten!

Gott befindet sich in der Position eines externen Beobachters, der alles im Auge behält. Und sofern er der ›liebe‹ Gott ist, gibt er den Beobachteten nicht nur den einen oder anderen Fingerzeig, sondern weist ihnen den Weg zum Heil. Was, auf die Intellektuellen angewandt, für diejenigen in der marxistisch-utopischen Abstammungslinie gewiss zuträfe. – Die Urszene des Intellektuellen, wie die Moderne ihn zum Repertoire ihrer Archetypen rechnet – Zola's »J'accuse« in der Dreyfus-Affäre –, ist noch ohne das gesellschaftsutopische Pathos ausgekommen. Die Figur des Intellektuellen war gewissermaßen über Nacht in die Welt gesetzt mit der flammenden Fürsprache eines Homme de Lettre zugunsten eines nicht nur der Stimme sondern seiner menschlichen Würde Beraubten. Danach erst changiert die

Vorstellung vom Angehörigen der »klagenden Klasse«, wie Wolf Lepenies die Intellektuellen in Anlehnung an ihre Geburtsstunde gruppensoziologisch und politisch funktionell einsortiert, zwischen der gemäßigten Version und einer radikalen. Zwischen denen, die es bei der Anklage gegen Unrecht und Missbrauch belassen und jenen, die sich den utopischen Entwurf des »gesellschaftlich Richtigen« zutrauen und meinen, Unrecht und Missbrauch dadurch überhaupt den Nährboden zu entziehen.

Fragte mich jemand nach einer handlichen Definition des Intellektuellen, die noch bis gestern zulänglich gewesen wäre, so würde ich – indem ich den linksliberalen Konsens als Maßstab nehme – die folgende vorschlagen, die in puncto »gemäßigt« oder »radikal« ohne eine Festlegung auskommt: Der Intellektuelle ist ein Kopfarbeiter, der mit den Erzeugnissen seines Denkens und seiner Einbildungskraft um humaner Zwecke willen gesellschaftlich oder politisch interveniert und aufgrund dessen allgemein anerkannte moralische Autorität genießt.

Es zeugte von einem eklatanten Mangel an intellektueller Beobachtungsgabe, nicht zu sehen, dass es sich bei dieser Selbstbeschreibung um eine gestrige handelt, die heute nicht länger funktioniert. Ja, man muss sich nicht einmal in die Gottesposition begeben, das zu erkennen. Ein Beobachter, der nicht beobachtet, wie beim Wort »Intellektueller« konstant ein Fragezeichen blinkt, beobachtet nicht. Er befindet sich im Modus des Wegschauens.

3

»Ich weiß, weil ich ein Intellektueller bin ...«

Zur Illustration dessen, wovon soeben die Rede war – Stichwort Gottesposition –, wie auch zur geschichtlichen Erinnerung: Eine Stimme aus dem Off. Die von Pier Paolo Pasolini. Hören wir, wie er anlässlich konkreter Vorkommnisse in der italienischen Politik für Intellektuelle eine privilegierte Einsicht in Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die Schachzüge ihrer Repräsentanten und die Winkelzüge ihrer Büttel, reklamiert. Ein Privileg, das den Intellektuellen aus ihrer Reflexionsfähigkeit oder Einbildungskraft und deren Kombinationsgabe erwachse. Hören wir Pasolinis Suada des »ich weiß, ohne beweisen zu können«, seine Litanei vom rein logisch-kombinatorisch generierten Intellektuellenwissen:

»Ich weiß. Ich weiß die Namen der Verantwortlichen für das, was man *Putsch* nennt (und was in Wirklichkeit aus einer ganzen Serie von *Putschen*

besteht, die als System der Herrschaftssicherung auftritt). Ich weiß die Namen der Verantwortlichen für die Bomben von Mailand am 12. Dezember 1969. Ich weiß die Namen der Verantwortlichen für die Bomben von Brescia und Bologna von Anfang 1974 ... Ich weiß die Namen der Mächtigen, die mit Unterstützung der CIA (und in zweiter Linie auch der griechischen Obristen und der Mafia) zunächst einen antikommunistischen Kreuzzug inszenierten, um die Revolte von 1968 abzuwürgen ... Ich weiß die Namen der ernsthaften und bedeutenden Persönlichkeiten, die hinter den tragischen Gestalten von Jugendlichen stehen, die sich für die selbstmörderischen faschistischen Gräueltaten entschieden haben, und hinter den gewöhnlichen Verbrechern – ob sie nun Sizilianer sind oder nicht –, die sich als Killer und bezahlte Mörder zur Verfügung stellten. Ich weiß alle diese Namen und weiß alle Taten (Anschläge gegen Institutionen und Bombenmassaker) derer, die sich schuldig gemacht haben. Ich weiß. Aber mir fehlen die Beweise. Ich habe nicht einmal Indizien. Ich weiß, weil ich ein Intellektueller bin, ein Schriftsteller, der versucht, all das zu verfolgen, was passiert, all das kennenzulernen, was darüber geschrieben wird, sich all das vorzustellen, was man nicht weiß oder was verschwiegen wird ...« (»Der Roman von den Massakern«, in: Pier Paolo Pasolini, Freibeuterschriften, Berlin 1978, S. 80 f.)

P. S. Dem Kategorischen der oben formulierten intellektuellen Gottesposition korrespondiert in Pasolinis politischer Vita übrigens durchaus nicht ein linksmilitanter Dogmatismus, wie ihn eine Äußerung solcher Art im Allgemeinen befürchten ließe. Den Sturz der ›intellektuellen Klasse‹ aus der vermeintlichen Gottesposition sollte Pasolini bekanntlich nicht mehr erleben. Sein vorzeitiger und tragischer Tod ereignete sich noch in jener Nach-68er-Periode – Hybris kommt vor dem Fall – neomarxistischer Intellektuellenüberheblichkeit.

4

Auf Normalniveau

Aus der ›Gottesposition‹ gefallen, finden sich die Intellektuellen da wieder, wo sich – die ›Lieblinge der Götter‹ ausgenommen – auch alle anderen befinden: auf Normalniveau. Für manche von ihnen eine ›gefühlte‹ Bauchlandung. Für andere wiederum ein gutes Gefühl: endlich mit einem Leib ausgestattet und ›geerdet‹ zu sein. Wenn der Intellektuelle mit erzwunge-

ner Bodenhaftung reptilienartig den Kopf ein wenig vom Boden hebt, hat er einen Horizont vor Augen. Wovon in der ›Gottesposition‹ keine Rede sein konnte, verlor sich doch der Blick von ganz weit oben – sofern er nicht im utopischen Advent einen Haltepunkt fand – in der Uferlosigkeit der Totale.

Was zeigt sich den ›gefallenen‹ Intellektuellen am Horizont? Am gesellschaftlichen Horizont, von bukolischer Naturbetrachtung soll nicht die Rede sein. In den Augenwinkeln, an den globalen Rändern, zeigt sich ihnen, mit Walter Benjamin zu sprechen, »eine einzige Katastrophe«: Hunger, Krieg, Landunter. Und in der Mitte des Blickfelds, der eigenen post-heroischen Wohlstandszone: eine Netzgesellschaft, die sich anschickt, der digitalen Dystopie von Big Data ihr Placet zu erteilen. Kurz und ungut, eine Szenerie, die ihnen nur die Wahl zu lassen scheint zwischen Zynismus und Depression, ›Mode und Verzweiflung‹.

Aber ist nicht allzeit, wenn auch nicht Apokalypse, so doch »die Wüste wächst«? Nach intellektueller Zeitrechnung, also mindestens seit Nietzsche? Und sollte ›Normalniveau‹ lediglich ein anderes Wort dafür sein? So dass die Mühen der Ebene oder neudeutsch das »Muddling through« die ganz normale Geschäftsgrundlage wäre auch für den Job des Intellektuellen. Und es bliebe mithin im Folgenden die Frage zu beantworten: Worin, wenn Zynismus und Depression die gegenwärtigen Hauptkorrosionskräfte *kritischer Intellektualität* bedeuten, auf der individuellen Ebene ›mentaler Hygiene‹ heutzutage die *Bedingung ihrer Möglichkeit* bestehen könnte.

5

Euner wie Keuner

Prof. Dr. Keuner. Vorbild des Herrn Keuner der Geschichten vom Herrn Keuner des Berthold Brecht. Keuner ist weiser, weil keuner denkender als Herr Keuner, der Denkende, der Intellektuelle also. – Stippvisite im Club der toten Denker bei Herrn Keuner und dessen Erfinder. Den Besucher interessiert die These: »Weise am Weisen ist die Haltung.« Mit ihr beginnen die Keunergeschichten. »Zu Herrn Keuner, dem Denkenden, kam ein Philosophieprofessor und erzählte ihm von seiner Weisheit. Nach einer Weile sagte Herr Keuner zu ihm: ›Du sitzt unbequem, du redest unbequem, du denkst unbequem.‹ Der Philosophieprofessor wurde zornig und sagte: ›Nicht über mich wollte ich etwas wissen, sondern über den Inhalt dessen, was ich sagte.‹ ›Es hat keinen Inhalt, sagte Herr Keuner. ›Ich sehe

dich täppisch gehen und es ist kein Ziel, das du, während ich dich gehen sehe, erreichst. Du redest dunkel und es ist keine Helle, die du während des Redens schaffst.« Sehend seine Haltung, so der Schluss der Geschichte, interessiert Herrn Keuner sein Gerede nicht.

Und was interessiert mich? Dass ich die Herrn hier im Club der toten Denker besuche? Ich möchte Herrn Brecht eine Frage stellen. Der hockt verschrumpelt in einem abgewetzten Ledersessel, die Schiebermütze verkehrt herum wie Jugendliche ihre Baseballkappen. Ich frage ihn: »Weise am Weisen ist die Haltung«, beginnt Ihre erste Keunergeschichte. Was meinen Sie eigentlich mit Haltung? Brechts Kartoffelgesicht verzieht sich zu einem Lächeln. »Wenn Sie das nicht selber wissen.« – Genau das wollte ich von Ihnen hören, sage ich. Ich weiß, dass Sie mit Herrn Keuners Anspielung auf den Gang des Professors nicht gemeint haben, man müsse die Intellektuellen zum Orthopäden schicken, damit er ihre Haltungsschäden korrigiert.

Da tritt Herr Keuner aus dem Halbdunkel hervor. Er hat gehört, was ich seinen Erfinder gefragt habe. Das mit der Haltung. »Ich exerziere«, sagt Herr K. und grinst. Ist er unter die Soldaten gegangen? Nein, nicht der Kasernenhof ist gemeint. Sondern das feste Kissen, auf dem er früh morgens, spät abends und mitunter nächtens bequem und solide wie ein Berg sitzt. Den Geist zu klären und zu leeren. Das ist mit Haltung gemeint, heutzutage.

P. S. Mit heutzutage meine ich, dass sich seit Brechts Tagen die Verhältnisse für Intellektuelle ein wenig geändert haben. Anders als zu Keuners Zeiten sind Intellektuelle heute nicht mehr »Träger des Wissens«, wovon Brecht in der »Von den Trägern des Wissens« überschriebenen Keunergeschichte noch ausgehen konnte. »Wer das Wissen trägt«, so lässt er diese Geschichte beginnen, um sie nach der Aufzählung dessen, was Wissensträger nicht dürfen, enden zu lassen mit der Moral: der »hat von allen Tugenden nur eine: dass er das Wissen trägt.« Eine Moral, die hinter das in anderen Keunergeschichten erreichte Niveau zurückfällt, auf welchem der Denkende oder Intellektuelle als *Haltungsträger* und nicht so sehr als »Wissensträger« erscheint. Gerade so, wie die Auftaktgeschichte »Haltung« gleichsam als *das* Thema dieser Geschichten exponiert. Wenn sie auch deren Explikation offen lässt. – Die implizite Präferenz »Haltung vor Wissen« hat bei Brechts Keunergeschichten für eine erstaunliche Beständigkeit gegenüber dem Zahn der Zeit gesorgt. Einige besitzen überraschende Aktualität mit Blick auf die heutige Kondition von Intellektuellen »auf Normalniveau«: dass Intellektuelle nicht länger als privilegiert Wissende gefragt sind, sondern, wenn überhaupt, als exemplarisch Geistesgegenwärtige. Man muss dann nur dort, wo Brecht auf den Haltungsaspekt anspielt,

das mit Haltung Gemeinte zeitgemäß explizieren und schon ist man in der Gegenwart angekommen. Soll heißen, wie der von mir fortgeschriebene Keuner gerade schon sagte, bei der Notwendigkeit des Exerzitiums. Bei dessen yogischer Übungsdevise: täglich den Geist klären und leeren.

6

Zeitig in die Leere

»Geh ich zeitig in die Leere/komm ich aus der Leere voll./Wenn ich mit dem Nichts verkehre/weiß ich wieder, was ich soll.« – Nicht Christian Morgenstern hat das gedichtet, sondern Bertolt Brecht. Es liest sich wie die in Versform gesetzte Gebrauchsanleitung für den Intellektuellen und den Yogi.

Brecht – wir verlängern kurz die vorige Stippvisite im Club der toten Denker – hockt wieder im schäbigen Ledersessel, diesmal eine bis auf den Stummel heruntergebrannte Zigarre im Mundwinkel. Gern befragte ich ihn zu den Einzelheiten seines Exerzitiums. Der Übung des »zeitig in die Leere«. Ob er, zeitig in die Leere gegangen, bequem und solide wie ein Berg auf einem festen Kissen gegessen ist. Oder ausgestreckt auf dem Divan, die Hände im Nacken verschränkt und die Fliegen an der Decke beobachtend. Oder am Fenster stehend, den Blick zum Horizont. Nicht gerade Nebensächliches, aber so wichtig auch wieder nicht. Um ihm mit meiner Fragerei auf die Nerven zu gehen. Es gehört sich nicht, einen wie Bertolt, der sich bereits im Stadium der Verklärung befindet, mit Petitessen zu behelligen.

Hier genügt das Wesentliche. Dem dichtenden Denker Brecht verdanken wir den gereimten Schlüssel zum zukunftsfähigen Intellektuellen. Der nicht Wissensträger, sondern »Träger« einer »Haltung« ist, wie es Brecht in den Keunergeschichten nennt. Und die im Kern in nichts anderem als in einer »Mentalpraktik« besteht. Leiblich manifestiert durch die Verhaltensweise, regelmäßig mit dem Nichts zu verkehren. Nicht, weil er dies oder das weiß oder erkannt hat, das heute genauso gut jeder andere zu wissen und zu erkennen vermag, weiß er auch schon, was er soll, der »Denkende«, der Intellektuelle »auf Normalniveau«. Nicht objektive Erkenntnis, kein gesammeltes Wissen, die für sich genommen existenziell zu orientieren vermöchten. Ohne die der »Leere« und dem Vergessen entspringende Spontaneität des Geistes bleibt auch beim Intellektuellen der entscheidende Impuls fürs Tun oder Lassen aus. Erst *wenn er mit dem Nichts verkehrt, weiß er wieder was er soll.* – Brecht original, was für ein schöner V-Effekt!

»Cool, sexy, modern« – die Phrasendreschmaschine

Zurück auf die irdische Bühne. Zum Intellektuellentheater. Der Guckkasten der Augsburger Puppenkiste kann da eh nicht mithalten. Der Stückeschreiber Brecht hat die Intellektuellen gelegentlich vielsagend »Tuis« genannt. Egal wie sehr der Intellektuellenbegriff derzeit verschwimmt, Tuis ausfindig zu machen – sogar außerhalb von Tui-Kongressen, wo sie naturgemäß rudelweise auftreten –, ist auch gegenwärtig kein Problem.

Für den Dramatiker und Erzähler Albert Ostermaier ist Deutschland ein Land, das auch »cool, sexy, modern« ist. – Vielleicht befragt ihn das Kulturradio demnächst auch einmal über den Osterhasen und den Weihnachtsmann, bestimmt fallen ihm dazu nicht minder originelle Charakterisierungen ein.

Verständigen wir uns, ohne gedankliche Verrenkung, darauf: Die Mindestanforderung an einen Intellektuellen auf »Normalniveau«, wollte man ihn sich als Geschenk unter dem Weihnachtsbaum vorstellen, wäre, nebst anderem Zubehör, das Gegenteil einer Phrasendreschmaschine.

Poststrukturalistische Nebelwerfer verschrottet

Der Schweizer Rolf Dobelli, Roman- und Sachbuchautor und obendrein Unternehmer, hat es mit »Die Kunst des klaren Denkens« in die Bestsellerlisten geschafft. Legen wir das vereinbarte Kriterium an – dass die Phrasendreschmaschine ausgeschaltet bleibt –, dann geht er als Intellektueller durch. Er sagt von sich, dass sein Verstand lange umnebelt gewesen sei. Den Nebel verursacht hätten Lyotard, Derrida, Baudrillard und Konsorten. Verzogen hätten sich die Nebelschwaden erst, als er sich einer naturwissenschaftlichen Problembetrachtung nicht länger verschlossen habe und ihm aufgegangen sei, »was für ein Schrott der Poststrukturalismus ist«.

Hat er Recht damit? An sich ist der Poststrukturalismus kein Schrott. Dass er es für Dobelli ist, sollte aber darum noch nicht für üble Nachrede gelten oder als Missverständnis abgehakt werden. Die Erfahrung Dobellis muss intellektuell ernst genommen werden. Trotzdem lassen wir seinen Schrotthaufen erst einmal liegen, Dobelli geht es inzwischen ja auch blendend. Und im Übrigen verträgt sich eine menschenfreundliche Handrei-

chung in Sachen Klarheit des Denkens schon besser mit intellektuellem Ethos, als wenn einer die Phrasendreschmaschine anwirft.

P. S. Dobelli geht als ›Intellektueller auf Normalniveau‹ durch, auch wenn man ihn nicht zu den von mir favorisierten Intellektuellen der Zukunft, den ›exemplarisch Geistesgegenwärtigen‹, wird rechnen dürfen, von denen noch die Rede sein soll. Dafür macht er in seinen Kolumnen auch zu viel Aufhebens um CEOs. Kaum eine Klugheitsregel bei ihm, die nicht der Umstand nobilitiert, dass sie der CEO ›Soundso‹ entdeckt habe; als müsste man sie andernfalls gleich mal downraten. Seine Strahlemänner aus den Unternehmensvorständen, diese ›The Winner takes it all‹-Typen, bilden die neue Internationale der Klugscheißer. Nicht nur, dass sie sich die Sakkotaschen mit Bonis vollstopfen, sie schaufeln auch die Weisheit mit Schöpflöffeln in sich hinein oder haben sie den Anderen immer schon weggefressen. – Hoffen wir, dass Dobelli durch zuviel Umgang mit diesen Leuten nicht am Ende noch Schaden davonträgt.

9

Ressentimentausstellung

Eine Woche vor der Bundestagswahl 2013 druckte das intellektuelle Wochenblatt DIE ZEIT auf mehreren Seiten die Stimmen namhafter Intellektueller und Kulturschaffender ab, die sich in gebotener Kürze über das anstehende Ereignis äußern. Kognitiv-affektive Befindlichkeitsmeldungen sozusagen. In der Stellungnahme einer Büchnerpreisträgerin war u.a. die folgende Selbstkundgabe zu lesen: »Ich brauche nur die extrem törichte Claudia Roth im Fernsehen zu erblicken und ich winde mich vor Abscheu.« – Inmitten des allgemeinen Stimmengewirrs hat dies niemand weiter beachtet. Erst als die Autorin ein halbes Jahr später erneut eine öffentliche Kostprobe ihres in Wallung befindlichen Gegengefühls zum Besten gab, erhob sich der sprichwörtliche Sturm der Entrüstung.

Wir brauchen uns wohl kaum eigens darauf zu einigen, dass es nach ihrer Vertreibung aus der Gottesposition des souveränen Allbeobachters nicht die Aufgabe von Intellektuellen sein sollte, sich in gefühligter Selbstbeobachtung zu ergehen und was sie dabei an brodelndem Antigegefühl in der eigenen Brust verspüren in die Öffentlichkeit zu tragen. Bestenfalls käme so ein intellektuelles Halbwesen zur Welt, ein intellektuell halbseidenes ›Ich-weiß-nicht-was‹, wie Sibylle Lewitscharoff vielleicht sagen würde.

P.S. Nur wenige Monde verstrichen, das Sommerwetter 2014 ist tatsächlich anstrengend gewesen, und Frau L. mit der ›schwäbischen Plappergosch‹ konnte abermals nicht an sich halten und ließ dem intellektuell ungefilterten Affekt freien Lauf. Jetzt bereitete ihr (SZ vom 07.09.2014) das sommerlich freizügig zur Schau getragene »unschöne« Fleisch älthlicher Geschlechtsgenossinnen Qualen: »Viele Frauen sind alt oder fettleibig oder sonstwie unschön geformt und da wird der Anblick üppig oder seltsam wuchernden Fleisches für den Betrachter zur Qual.« – Zum ›Fleisch‹ unter ganz anderem Blickwinkel, einem substanzielleren – der Bedeutung des Leibes fürs yogische Exerzitium – äußere ich mich später, gegen Ende meiner Einrenkungsversuche und, versteht sich, auf dezente oder sollte ich sagen ›intellektuell gesittete‹ Weise.

10

Always look on the bright side of life

Das Wort sei einem Intellektuellen erteilt, der, geboren 1967, zum gleichen Jahrgang wie der smarte Albert Ostermaier zählt und nicht zur grosso modo altachtundsechziger Generation der ehemaligen Trotzkin Sibylle Lewitscharoff, die, wie sie der ans Rednerpult Tretende vielleicht süffisant charakterisieren würde, noch immer gern in die ›Trotzkiste‹ der Kulturkritik langt. »Ich bin ein Spätentwickler, meine Damen und Herren. Einer von vielen in meiner Generation«, so hebt seine Rede an und geht weiter: »Wir wuchsen in einer Atmosphäre auf, in der klar schien, dass man als Intellektueller vor allem im Kritisieren und Dagegen-Sein, in der Dramaturgie von Plots des Niedergangs geübt sein müsse. Man hatte sich darüber zu definieren, Missstände aufzudecken, bisher übersehene Formen der Entfremdung, der Unterdrückung, der Maßlosigkeit anzuklagen, rundum unzufrieden zu sein, sogar zu leiden an der Welt. Ich wartete, als ich erwachsen wurde, auf das Leiden, wartete darauf, dass ich mich genauso erregen und schlecht fühlen konnte wie die Repräsentanten der Generationen vor mir. Ich versuchte es, aber es gelang nur mäßig.« – Da »die große Enttäuschung und Erkenntnis« ausblieben, begann Wolfgang Ullrich, der Mann am Rednerpult, an sich zu zweifeln, an seiner »Eignung zum Intellektuellen«, seiner »Urteilkraft«, seinen »Fähigkeiten, überhaupt etwas zu artikulieren, das relevant sein könnte«. Denn: »Einzugestehen, dass man die Welt nicht so grundfalsch und verfallen findet, dass man die Gesellschaft, in der man

lebt, die meisten ihrer Institutionen sogar positiv erfährt, wäre einer geistigen Bankrotterklärung gleichgekommen. [...] Es dauerte noch länger, bis mir klar wurde, dass es in meiner Generation eine andere Welterfahrung gibt als in den Generationen zuvor. Und dass es daher weder nötig noch angemessen ist, sich im selben Stil wie sie zu Wort zu melden.«

Weshalb sich der Kunstwissenschaftler Wolfgang Ullrich bereits seit längerem in einem anderen »Stil« und mit neuem »Selbstbewusstsein« artikuliert. Und nicht erst in »Des Geistes Gegenwart«, dem 2014 erschienenen Buch, in welchem er seine fiktive geisteswissenschaftliche Vorlesung zur »Wissenschaftspoetik«, so der Untertitel, gehalten hat, der wir die zitierten Redepassagen entnommen haben.

Die Grunderfahrung seiner Generation – der ersten jüngeren Intellektuellengeneration, würde ich sagen, in der einigermaßen helle Köpfe bereits ahnen konnten, dass man als Intellektueller zukünftig »auf Normalniveau« wird operieren müssen – sei, »dass der Plot der Kulturkritik an Attraktivität verloren hat«. Was »ideengeschichtlich« mit der »Postmoderne« zu tun habe, einem Denken, »das egalitär und pluralistisch ist und allen Trennungen zwischen Wahrheit und Schein, Eigentlichem und Uneigentlichem misstraut, aber auch die Behauptung linearer Entwicklungen, wie etwa von Verfallsgeschichten, für zu einseitig hält«. Und daher »ein offeneres und neugierigeres Verhältnis zur Gegenwart« pflege, »auch gerade zu ihren trivialeren Seiten«. – *Auch gerade ihre trivialen oder trivialeren Seiten*, in dieser Akzentuierung ihrer Interessensbekundung an der Gegenwart steckt der wichtigste Hinweis zum Verständnis der Mentalität des durch Ullrich repräsentierten Intellektuellentyps. Auf Normalniveau heißt für ihn immer auch »auf Trivialniveau«. Die aus der Gottesposition gefallenen grün-alternativ bzw. ökologisch gewendeten Linksintellektuellen behaupten, »die Wüste wächst«. Es ist aber nur das Triviale, entgegnet Ullrich, was da wächst und der um einige Jahre Jüngere will dies nicht als Hiobsbotschaft, sondern als gute Nachricht verstanden wissen. Die Zunahme des Trivialen oder Trivialeren im Unterschied zum Ernstesten und Erhabenen, mit dem der Intellektuelle oder Geisteswissenschaftler sich konfrontiert sehe und endlich beschäftigen möge, sei eben dies: Zuwachs und Gewinn. In ihm, dem Trivialen oder Trivialeren – dem Konsum beispielsweise –, schlummern laut Ullrich verheißungsvolle »Bedeutungen« und ungeahnte Möglichkeiten der »Wertschöpfung«, intellektuell wie kommerziell. Wie wäre es also, fragt Ullrich keck die fiktiven Zuhörer seiner fiktiven Vorlesung, wenn Intellektuelle in Zukunft, statt in Defiziten zu denken und Verfallsgeschichten zu erzählen, einer nicht mehr »altutopi-

schen«, sondern ganz neuen Strategie der »Verheißungen« folgen würden, einer Strategie, »die von Potentialen und Renditen träumt«?

Soweit skizzenhaft Ullrichs neuer, aktueller »Plot«, der den unaktuell gewordenen der »Kulturkritik« abgelöst habe. Einen letztendlich selbstschädigenden Plot, denn mit dessen auktorialer Standardperspektive »always look on the bad side of life« wird nicht nur die Welt und das Leben schlecht geredet, man werde selber zu einem Miesepeter-Intellektuellen. Wobei uns sofort die verkniffene Miene des bräsigen alten Grass vor dem inneren Auge erscheint. Wir jedoch gleich darauf merken, dass es auch wieder nicht recht stimmt, weil es der Grass doch mit der Kochkunst hatte, dem Kulinarischen, seinen Kutteln usw. Und tatsächlich, schaut man sich Ullrichs holzschnittartige Kritik an der Kulturkritik genauer an, sieht man, wie begrifflicher Kuddelmuddel dabei herauskommt. Das Etikett »Kulturkritik« hat Ullrich kurzerhand der gesamten intellektuellen Formation aufs Auge gedrückt, die als die hegemoniale dem sich im Verlauf der 1980er Jahre durchsetzenden postmodernen Denken vorausgegangen ist. Dass es diesen geistigen Hegemon, eine derart monolithische Geistesformation, gar nicht gegeben hat und stattdessen unterschiedliche Formationen – die konservative, die liberale, die linke oder marxistische, um die wichtigsten zu erwähnen – mit ihren zugehörigen Intellektuellenmilieus um die Hegemonie, die weltanschauliche Deutungshoheit, wetteiferten, nimmt er schlicht nicht zur Kenntnis. Müsste er in diesem Fall doch einräumen, dass sein Verdikt »Kulturkritik« allenfalls die konservative Strömung trifft, während die linke und die liberale justament keine »Verfallsgeschichten«, sondern im Gegenteil Fortschrittsgeschichten erzählen. Sodass u.a. der folgende »kulturkritikkritische« Einwand Ullrichs auch bei den betreffenden Intellektuellen in der Regel nicht sticht: »Geblendet von der Vergangenheit und ihrer Sinnsentimentalität, blendeten Geisteswissenschaftler [...] oft alles aus, was nicht als Meisterwerk erhaben über das Alltägliche war. Mit so etwas wie Sozialgeschichte, ökonomischen Bedingungen, der Psychopolitik einzelner Milieus, Lebensverhältnissen oder Dingwelten des Konsums beschäftigten sie sich meist nur, wenn sie dabei waren, Belege für ihre Verfallsgeschichten zu sammeln.«

»Bekennende Opportunisten unter den Wissenschaftlern«, sagt Ullrich, indem er das Opportunistsein statt als Makel als Ressource und daher wie eine Auszeichnung versteht, »streben [...] danach, mit ihren Thesen zu überraschen, zu provozieren, Blicke zu verschieben, besondere Eleganz zu zeigen.« Sollte eben dies sein Bestreben gewesen sein, so wäre es bei dieser Gelegenheit wohl eher in die Hose gegangen. Was schließlich jedem

von uns passieren kann; Intellektuelle und Geisteswissenschaftler im Allgemeinen sind Künstler der intellektuellen Plotkonstruktion und Meister des Theoriedesigns – Ullrich sagt es – die aus einem Sammelsurium bereits vorhandener »Bedeutungen« neue Semantiken und theoretische »Settings« kreieren. Und dann auf einmal darin festsitzen, Gefangene ihres eigenen Theoriesettings. Hieronymus im Diskursgehäuse. – Ullrich hat über Heidegger promoviert. Ullrichs Blaupause für sein Begriffsdesign von »Kulturkritik« unverkennbar: der »Jargon der Eigentlichkeit«. Ferner wird Adornos und Horkheimers »Dialektik der Aufklärung«, das Kapitel über die »Kulturindustrie«, Modell gestanden haben. Fertig der Pappkamerad. Der diesmal lediglich dazu dient, sich intellektuell von ihm abzustoßen. Und gedanklich wohin zu gelangen? Endlich ins Hiesige, sagt Ullrich, die »Gegenwart«.

11

Geistesgegenwart

»So gern ich mich mit einzelnen Topoi und Ereignissen der Vergangenheit befasse, so sehr habe ich dabei doch immer die Sorge, noch mehr als ohnehin schon von dem zu verpassen, was in der Gegenwart ansteht.« – Torschlusspanik? Noch nicht. Wolfgang Ullrich, der dies sagt, ist nicht einmal ein Mann von 50 Jahren. Aber muss man nicht auch bedenken, wieviel von der Gegenwart und dem, was in ihr ansteht, er bereits verpasst hat dadurch, dass er sich seit Studiositagen mit der vergangenheitsbesessenen Kulturkritik und den Kulturkritikern hat plagen müssen? Und sich in seiner »Vorlesung« über »Des Geistes Gegenwart« noch immer mit ihnen herumschlägt. Den »Gegenwartsverächtern«.

Würdigen stattdessen möchte Ullrich die Gegenwart. Speziell von Geistesarbeitern, Wissenschaftlern und Intellektuellen, gewürdigt, könnte von solcher Gegenwart, emphatisch, als »des Geistes Gegenwart« gesprochen werden. Ullrich umständlich: »Für mich ist es [...] mehr als ein Wortspiel, wenn ich feststelle, dass des Geistes Gegenwart Geistesgegenwart verlangt ...« Nur unter der Voraussetzung von Geistesgegenwart also kann von Würdigung der Gegenwart die Rede sein. – Gegenwartswürdigung und Geistesgegenwart. Das lässt aufhorchen. Wen es als Intellektuellen nicht aufhorchen lässt, der ist entweder, wie Ullrich argwöhnt, ein ahnungslos Gefangener im »Zirkel aus Vergangenheitsaufwertung und Gegenwarts-

abwertung« des Kulturkritikdiskurses, oder er hat von der Gegenwart und ihren ›Normalniveaubedingungen‹ für Intellektuelle so gut wie nichts begriffen. Ullrich immerhin hat begriffen, dass für Geisteswissenschaftler und Intellektuelle »die Gegenwart« den würdigen Gegenstand abgibt, nicht die Vergangenheit, nicht eine utopische Sankt-Nimmerleins-Zukunft. Deshalb man gespannt sein darf, ob er auch so geistesgegenwärtig ist, das gedankliche Potential zu erkennen, das in einer uns an dieser Stelle von ihm selbst nahegelegten Idee stecken könnte: der Idee oder Vorstellung von den Geisteswissenschaftlern und mehr noch den Intellektuellen als den *Geistesgegenwärtigen*.

Spitzt sich alles auf die Frage zu, was wir uns hier unter Geistesgegenwart vorzustellen hätten. Das, was man sich gewöhnlich darunter vorstellt? Sprich Reaktionsgeschwindigkeit, ein so promptes wie adäquates Reagieren auf Unerwartetes, die Plötzlichkeit eines Ereignisses oder einer Situationsänderung. Die meisten verstehen und verwenden das Wort überhaupt nur in diesem Sinn, dem einer intuitiv reaktiven Geistesgegenwart. Dass sie für jeden Einzelnen, nicht nur für Intellektuelle, von Nutzen ist und eine Gesellschaft der in diesem Sinne Geistesgegenwärtigen einer von Geistesabwesenden vorzuziehen ist, bedarf keiner Diskussion. Wer von den Intellektuellen prononciert als den Geistesgegenwärtigen spricht, wird Geistesgegenwart also nicht oder nicht nur und nicht in erster Linie in der trivialen Wortbedeutung verstehen wollen. Und auch Wolfgang Ullrich tut dies nicht. Mit seiner der intellektuellen Gegenwartswürdigung dienen sollen den Geistesgegenwart meint er selbstverständlich nicht diejenige, die uns am Steuer einem plötzlichen Hindernis auf der Fahrbahn ausweichen lässt. Was meint er dann?

Wer bei den Worten Gegenwartswürdigung und Geistesgegenwart, bei der Formulierung, dass »des Geistes Gegenwart« nach »Geistesgegenwart« verlangt, einen Moment lang denkt, Ullrich werde mit seiner originellen Idee von den Geisteswissenschaftlern und den Intellektuellen als den vorbildlich Geistesgegenwärtigen einen Gedanken denken, der die ›condition Intellectuelle‹ unter ›Normal‹- und ›Trivialbedingungen‹ auf neue und unkonventionelle Art und Weise beleuchtet, wer dies glaubt, der wird enttäuscht. Gegenwartswürdigung von Seiten eines Geisteswissenschaftlers oder Intellektuellen geschieht für Ullrich dadurch, dass der Betreffende die Gegenwart »allein deshalb, weil sie aktuell ist, primär zum Gegenstand von Thesen und Interpretationen« macht. Und dazu benötige es Geistesgegenwart, »ein hohes Maß an Wachheit und Offenheit«. Geistesgegenwart, »um in der Gegenwart nicht nur das Banale zu erkennen [...] um sich nicht von

den Niederungen der Normalität herabziehen zu lassen [...] um frei zu sein für Thesen und Interpretationen, die, ohne in semantische Scharlatanerie abzudriften, dem, was ist, eine besondere Bedeutung zusprechen«. Kurz, Geistesgegenwart meint bei Ullrich nichts anderes als ein aufgewecktes Denken. Und mit der an Geistesgegenwart gerühmten »Unbeirrbarkeit« sowie dem »sicheren Blick« hat er die Unbestechlichkeit hellwacher Reflexion im Sinn. – Also das genaue Gegenteil von Geistesgegenwart nach der gängigen Wortbedeutung. In welcher Geistesgegenwart mit Denken und Urteilen, dem Intellekt also, nichts zu tun hat. Der Intellekt nicht nur nicht im Spiel ist, das Nachdenken oder die Reflexion wäre vielmehr ein Störfaktor. Hier gibt es nur ein Entweder-Oder, Intuition oder Reflexion. Entweder reagiert man in einem Augenblick plötzlicher Konfrontation intuitiv und also geistesgegenwärtig, oder eine Reaktion erfolgt mit Überlegung und niemand spricht von Geistesgegenwart. Weswegen Ullrichs eigenwilliges Verständnis von Geistesgegenwart nicht abwegig zu sein braucht, es wirkt mit seiner Emphase nur reichlich bemüht. Vor allem aber: Es trägt einer Eulen nach Athen. Wenn Ullrich von Geistesgegenwart nach Maßgabe seines dezidiert intellektuellen Verständnisses derselben behauptet, sie sei für ihn »die Kardinaltugend derer, die Geisteswissenschaft als Gegenwarts-wissenschaft betreiben wollen«, so erwartet er von Geisteswissenschaftlern und Intellektuellen als den in seinem Sinne Geistesgegenwärtigen nichts anderes, als was man je schon und zwar mit Recht und Billigkeit von ihnen erwartet, dass sie nämlich keine Schlafmützen sind, nicht die Oberschnarcher der Nation.

12

Intellektueller UND Yogi

Was heißt: die Gegenwart würdigen? Für den Intellektuellen Wolfgang Ullrich heißt es: sie mit seiner Art intellektueller Geistesgegenwart traktieren. Sie »mit Thesen und Interpretationen« bombardieren. Auch darum leben Geisteswissenschaftler und Intellektuelle »fast immer im Modus des Produzierens« und wünscht sich Ullrich »einen Wettstreit um die besten Bedeutungen der Gegenwart«. Einen Wettstreit um die interessantesten Theorien und Interpretationen, die plausibelsten Begriffskonstrukte und Settings, nicht um »Wahrheit«. Nur dadurch – indem sie intellektuell, begrifflich und diskursiv, gewürdigt wird – werde Gegenwart »auf ergiebige

Weise gefasst«. Der Lackmustest stattgehabter Gegenwartswürdigung folglich: ihre Ergiebigkeit, d.h. dass sie sich auszahlt, kommerziell und ideell, als klingende Münze im Beutel des Würdigenden und als Guthaben auf seinem Aufmerksamkeitskonto. Dies also heißt: die Gegenwart würdigen, Ullrich zufolge, »dem, was ist, besondere Bedeutung zusprechen«. – Und dann vermag Ullrich seiner diskursiven Gegenwartswürdigung per intellektueller Geistesgegenwart noch eine existenzielle Seite abzugewinnen. »Sich die Gegenwart zu erschließen heißt auch, sich ein Zuhause zu schaffen. Sich nicht fremd, nicht entfremdet zu fühlen.« Und, mit leichtem Heidegger-Aroma: »Thesen und Theorien hat man es also zu verdanken, wenn man in der Gegenwart wohnen kann. Eine Theorie ist wie ein Haus. Aber kein ganz gewöhnliches Haus. Eher [...] wie ein Haus [...] ohne festes Fundament und letzten Grund, nicht auf Erde, sondern in die Luft gebaut.«

Ullrichs Geistesgegenwärtige in luftiger Höhe häuslich eingerichtet in ihrem Theoriehaus. Dienlich dem guten Zweck, mittels »Thesen und Interpretationen« sich »die Gegenwart zu erschließen«. Man könnte auch sagen, vom Raumschiff aus, findet sie statt, der Geisteswissenschaftler resp. Intellektuellen Gegenwarts- und Welterschließung. Wolfgang Ullrich macht daraus – und hier geht es dann auch bei ihm nicht ohne Erhabenheitston, ohne existenzielles Pathos ab – unser *Weltverhältnis* schlechthin: »Urteilen als zentrale Methode zur Ausprägung eines Weltverhältnisses«. – Denken und urteilen als »die zentrale Methode zur Ausprägung eines Weltverhältnisses«? Klingt ganz so, als gäbe es kein anderes. Eines, das gerade nicht der Reflexion und der Analyse bedarf zu seiner Ausprägung. Ein Weltverhältnis, das nicht immer schon diskursiv wäre, denkend und urteilend und für Geisteswissenschaftler oder Intellektuelle dennoch von Belang sein könnte. Ist dem so?

Für Geistes- oder Kopfarbeiter stehen, quasi berufsbedingt, die Verhältnisse meistens erst einmal auf dem Kopf. Das »ausgeprägte Weltverhältnis« inbegriffen, welches Ullrich gravitatisch als das ausschließliche in Anschlag bringt. Auf die Füße gestellt, sieht dagegen manches anders aus. Und damit auch jenes »ausgeprägte Weltverhältnis«. Da es als ein diskursives aufgefasst nicht deckungsgleich mit jedwedem Weltverhältnis, oder sagen wir jetzt lieber Wirklichkeitsverhältnis, ist. Sodass auch diskursive Welterschließung und »Wirklichkeitsföhlung« nicht dasselbe sind. Und eine sprachlich oder anderweitig symbolisch erschlossene Welt einerseits und deren Manifestation oder »Wirklichkeitspräsenz« andererseits zwei Paar Schuhe. Oder wie es in jener Bildunterschrift von Magritte heißt: *Ceci n'est pas une pipe*. Die gemalte Pfeife ist keine wirkliche Pfeife. Das

Bildliche wie auch das verbale oder schriftliche Zeichen nicht schon die Sache selbst. Die Landkarte nicht die Landschaft, die Speisekarte nicht das Menü. – Eine für Bewohner des Theoriehauses offenbar notwendige Richtigstellung der Verhältnisse. Was folgt daraus für die Beantwortung der Frage, was es heißt, die Wirklichkeit zu würdigen? Dass es mit Sicherheit außer jener einen Antwort – »mit Thesen und Interpretationen« ihr auf ergiebige Weise Bedeutungen und einen Sinn zuzuschreiben – noch eine andere Antwort gibt. Und dass mit dieser anderen Antwort und deren Implikationen der bei Ullrich zwar angeklungene, aber dann ungedacht gebliebene Gedanke, will sagen die Idee von den Intellektuellen als den exemplarisch Geistesgegenwärtigen, erst die rechte perspektivische Drehung erfährt.

Darum abermals gefragt: Was heißt dies, Gegenwart noch einmal anders würdigen als diskursiv, denkend und urteilend? ›Wirklichkeitsföhlung‹ aufzunehmen, statt sich bloß in einer ›virtuellen Realität‹ zu bewegen, sich lediglich in Symbolisierungen von Wirklichkeit aufzuhalten. Und weiter gefragt: Gibt es analog zum »Urteilen als zentrale Methode zur Ausprägung eines Weltverhältnisses« eine solche zur Ausprägung dieses anderen, nicht diskursiven, nicht symbolisch vermittelten Weltverhältnisses? Der spontanen oder unmittelbaren Wirklichkeitsbegegnung. – Niemand wird dreimal raten müssen, um auf die richtige Antwort zu kommen. So dass als einziges zu klären wäre, was wir in diesem Fall unter *Geistesgegenwart* zu verstehen hätten.

Geistesgegenwart in dieser dritten Bedeutung – nicht in der ersten oder geläufigen der intuitiven Reaktionsschnelle und nicht in der durch Ullrich eingeföhrten, also intellektueller Gewitzheit – lässt die ungeteilte Aufmerksamkeit sich dem zuwenden, ›was ist‹. Und, ihm zugewandt, bei ihm verweilen, was den Unterschied zur flüchtigen und zerstreuten Aufmerksamkeit macht, der Unaufmerksamkeit. Nicht umsonst steckt das ›Warten‹ in jedem dieser Worte: gegenwärtig sein, Gegenwart, Geistesgegenwart. Der Geist, d.h. die gesammelte Aufmerksamkeit, nicht das Denken also oder Nachdenken, ganz gegenwärtig, zugewandt dem, ›was ist‹. Was ist das, ›was ist‹? Von »dem, was ist« spricht auch Ullrich und meint mit »Gegenwart« als »dem, was ist« die Welt, die gegenwärtige Welt. Was aber, wenn uns Markus Gabriel, der Youngster unter den deutschen Philosophieprofessoren, erklärt, »warum es die Welt nicht gibt«? Und damit das von Ullrich als existenziell gepriesene »Weltverhältnis« eines intellektuellen oder diskursiven Zugangs zu ›dem, was gegenwärtig ist‹, als das schlechterdings Wirkliche, Verlässliche und für uns Maßgebliche auf

einmal sehr in Frage gestellt erscheint? – Sein Problem, könnte man sagen. Denn dieses ›was ist‹, dem sich der Geistesgegenwärtige, von dem diesmal die Rede ist, zuwendet, meint gar nicht die denkend und urteilend erschlossene und symbolisch, theoriesprachlich aufbereitete Welt der Gegenwart. Geistesgegenwärtig in ›Wirklichkeitsföhlung‹ sein mit ›dem, was ist‹, besagt hier: des konkret Sinnlichen und unmittelbar Atmosphärischen gewahr zu sein, wodurch sich uns Wirklichkeit stets als erstes manifestiert. Die eigene sowohl als die uns umgebende Wirklichkeit. Es besagt des Weiteren: dass Geistesgegenwart in der Weise des Gewahrseins jedes Mal zugleich auch die Selbstbegegnung einschließt, zu der das Konfrontiertsein mit der Gegenwart des Geistes gehört. Des Geistes als dem zunächst und zumeist unbekannten Wesen, das in uns und um uns her sein bekanntes Unwesen treibt.

Es genügt nicht, die Welt zu interpretieren, man müsste sie auch wahrnehmen. Die Wirklichkeit. Dies ist nicht die elfte, es ist die erste These über Intellektuelle, Gegenwartsintellektuelle, wie sie jetzt weiter zu verfolgen ist. Diskurs *und* Gewahrsein. Sich gedanklich – »mit Thesen und Interpretationen« würde Ullrich sagen – etwas einfallen lassen zu den gegenwärtig herrschenden Weltverhältnissen und ggf. sich bessere ausdenken, bessere »Thesen und Interpretationen« und eventuell auch bessere Weltverhältnisse. *Und* die Wirklichkeit wahrnehmen, sich des Gegenwärtigen gewahr sein. Unseres primären Welt- oder besser Wirklichkeitsverhältnisses innewerden, das eigentlich kein Verhältnis ist, weil es die sinnlich-atmosphärische Unmittelbarkeit, unsere »participation mystique« an dem, was hier Wirklichkeit meint, zum Ausdruck bringt. Wobei dieses unmittelbar Gegenwärtige oder Wirkliche so durch Geistesgegenwart zu würdigen und es währenddessen auch das sein lassen zu können, was es ist, und nicht gleich manipulieren zu wollen oder mit Thesen und Interpretationen eindecken zu müssen, dasselbe bedeutet wie: den Geist selbst würdigen. Den friedlichen, durch absichtsloses Gewahrsein befriedeten Geist. – Und bei dessen Manifestation – in den Zwischenzeiten, da der Säbelzahn tiger nicht durch die Savanne streift – die an Heidegger angelehnte Metaphorik vom ›Wohnen‹, jenem »Zuhause«, das es erlaubt, »sich nicht fremd, nicht entfremdet zu föhlen«, ungleich näher läge, als im Fall der Hervorbringungen des Geistes der Interpretation. Bei welchen Ullrich von unentfremdetem Wohnen in einem in die Luft gebauten Theoriehaus nur deshalb mit existenziellem Pathos fabulieren kann, weil er die existenzielle Dürftigkeit dieser Gebilde ignoriert; ausblendet, dass sie an einem Wirklichkeitsentzug leiden, der für sie gleichwohl konstitutiv und mithin

nicht zu beheben ist. Die Karte wird nie das Gebiet sein. Die gemalte Pfeife nie eine, die irgendjemand raucht. Und das Firmenlogo von Apple sich nie in einen saftigen Apfel verwandeln, in den noch einmal jemand hinein-bißt.

Es genügt nicht, die Gegenwart zu interpretieren, man sollte ihrer auch gewahr werden. Im Hier und Jetzt. In verweilender geistesgegenwärtiger Präsenz. Wenn anders man – »ein Schilfrohr im Wind« hat Pascal den Menschen genannt – nicht ohne Halt und Orientierung sein möchte. Weniger im praktischen Sinne, wo wir unsere Navis haben und diese uns. In moralischer und existenzieller Hinsicht vielmehr. Ein innerer Kompass, der sich bei regelmäßig praktizierter Geistesgegenwart und entsprechender Revitalisierung des Wirklichkeitssinnes ausrichtet. – Wie wäre es darum, wenn sich Intellektuelle als *exemplarisch Geistesgegenwärtige* profilierten? Nicht in erster Linie als kluge Köpfe, die vorbildlichen Nachdenker und Vordenker der Gesellschaft. Nicht als riskante Großdenker, die – »groß gedacht, groß geirrt« – heute ohnehin nicht mehr gefragt sind. Stattdessen in erster Linie als beispielhaft Geistesgegenwärtige. Intellektuelle, die sich auf der gefährdeten Seite des Geistes, des gegenwärtigen oder Gegenwartsgeistes, engagieren. Und somit für beides einstehen: intellektuelle Einsicht *und* Gewahrsein, Denken *und* »gedanklich schweigende« Achtsamkeit. Reflektierende und Meditierende in Personalunion. Intellektueller *und* Yogi.

P.S. Er liebe »das Pendant«, lässt Ullrich in seiner »Wissenschaftspoe-tik«-Vorlesung wissen. Das Pendant und »ein fortwährendes Austarieren«. Und »als Opportunist« in den Wissenschaften des Geistes leite ihn »der egalitäre Impuls«, interessiere ihn »die fortwährende Entschärfung von Extremen«. – Sollte die »pendanthaft« angelegte Denkfigur des Intellektuellen und des Yogi, vereint in einer Person, am Ende gar in seinem Sinne sein? Zumal Ullrich mitunter ein Bedürfnis nach »semantischer Askese« bei sich bemerkt. »Stimuliert nicht«, so fragt er, »ein auf einmal anderer Blick auf ein Phänomen viel stärker, als das, was eine Bedeutung verheißen kann?« Und, plötzlich von einer kulturkritischen Anwandlung erfasst: »Wo steht die heutige Gesellschaft? Ist sie relativ nüchtern oder ungewöhnlich bedeutungsgierig? Lassen sich Bedeutungen immer weiter steigern? Oder gibt es Grenzen semantischen Wachstums? Existieren so wie Spekulationsblasen auch Bedeutungsblasen?«

Reden. Das können sie, da sind sie stark wie eh und je, die intellektuellen Männer und inzwischen auch Frauen. Wie Monika Grütters, die Literaturwissenschaftlerin im Amt der Kulturstatsministerin. Ihre Schiller-Rede 2014, in der Marbacher Puppenstube. Herrlich! Wie sie reden kann, schön reden. Staatstragend und schön. Denn darum ging es, um »die Versöhnung des Politischen mit dem Ästhetischen«. In der Rede, der Schiller-Rede. Wo würde man auch sonst so reden: »Kunst und Politik, das Ästhetische und das Politische, erscheinen im Licht seiner Reflexionen nicht als feindliche Gegensätze. Schiller betrachtet das Ästhetische vielmehr als Gegengewicht zum Politischen, in einer freien und humanen Gesellschaft. Wie Schönheit und Freiheit bei ihm aufeinander bezogen sind, so sind es eben auch Kunst und Politik. Man könnte sagen, Utopie und Demokratie.« Und das Schöne ist: Was bei Schiller noch im Konjunktiv steht, eben die Versöhnung von Utopie und Demokratie oder Politischem und Ästhetischem, dürfen wir bundesrepublikanisch in den Indikativ setzen. Das ist bei uns Präsenz, Konsens jedenfalls. »Kritik und Freiheit der Kunst sind konstitutiv für eine Demokratie«, repetiert ihn die Frau im Staatsamt. »Es ist kein Zufall, dass der Satz ›Kunst und Wissenschaft sind frei‹ im Artikel 5 unseres Grundgesetzes einen sehr prominenten und noblen Verfassungsrang haben.«

Hatte jemand das Gegenteil behauptet oder von Zufall gesprochen? Nein. Aber egal. Umso unwichtiger, als die Staatsrednerin anschließend freigiebig und ohne Ansehen der Person staatsamtlichen Balsam auf die Seelen aller Kreativen und Intellektuellen träufelt: »Kreative und Intellektuelle sind das Korrektiv einer Gesellschaft. Wir brauchen den provozierenden Künstler, die verwegenen Denker, die unbequemen Schriftsteller, wir brauchen die Utopien, die sie entwerfen, die Phantasie, die sie antreibt, die Sehnsucht nach einer besseren Welt. Sie sind der Stachel im Fleisch auch unserer heutigen Gesellschaft, der verhindert, dass intellektuelle Trägheit, argumentative Phantasielosigkeit und politische Bequemlichkeit die Demokratie einschläfern. Sie sind imstande, unsere Gesellschaft vor gefährlicher Lethargie und damit auch vor neuerlichen totalitären Anwendungen zu bewahren, davon bin ich zutiefst überzeugt.«

Wirklich, schön reden kann sie, Monika Grütters, die Intellektuelle und die Staatsfrau. Der aufgeräumte Ton. Die Ausgewogenheit. So viel staatsfrauliches Verständnis für »die verwegenen Denker«. ›How to do things with words‹. Geschmeidig wie in einer Gleitflüssigkeit schleust die Rednerin

die Zuhörer durch ihr kunstvolles Gebilde kommunizierender Begriffsröhren, ohne an irgendeiner Stelle mit der Wirklichkeit in Berührung zu kommen. Bei Grütters ›Rede‹ muss niemand fürchten, sich durch plötzlichen Realitätskontakt Beulen zu holen. Ihre Begriffe, der der Demokratie, der Utopie, des Ästhetischen, der Bewusstseinsveränderung, auch der der Intellektuellen, sie stoßen nirgends mit der Realität zusammen. Man bewegt sich mit ihnen gleichsam in einem selbstreferenziellen System ohne Umwelt, einem hermetischen Diskurs. Aus dessen Zirkel man nicht so leicht wieder aussteigt. Nicht mit Argumenten, die er gleich in seinem Sinne kassiert. Ein Foucault'scher Herrschaftsdiskurs könnte nicht besser funktionieren.

Wer sich nicht zum Diskursnarren machen möchte, sollte sich auf dieses Spiel nicht einlassen. Daraus folgt nicht, dass es mit dem, was Grütters ausführt, im Großen und Ganzen nicht seine Richtigkeit hätte, *auf der Ebene diskursiver Selbstreferenzialität*. Den formelhaften Ausführungen jeweils in der Sache zu widersprechen ist nicht der Punkt. Was ist der Punkt? Dies: die Formel bleibt Formel bzw. Diskurs ist Diskurs und *Wirklichkeit geht anders*.

Manchmal haben noch so hermetische Diskurse doch irgendwo eine undichte Stelle, an der man die Brechstange der Wirklichkeit ansetzen und ihn aushebeln kann. So war Frau Grütters so leichtsinnig, aus Ingeborg Bachmanns Poetikvorlesung von 1959/60 zu zitieren: »Poesie wie Brot. Dieses Brot müsste zwischen den Zähnen knirschen und den Hunger wieder erwecken, ehe es ihn stillt. Und diese Poesie wird scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht sein müssen, um an den Schlaf der Menschen rühren zu können.« – Lässt sich über Grütters' Schiller-Rede an irgendeiner Stelle analog zu Bachmanns poetologischer Gegenwärtigkeits- und Relevanzforderung sagen, sie sei ›Rhetorik wie Brot, das zwischen den Zähnen knirscht und den Hunger wieder erweckt, ehe es ihn stillt‹, eine Rhetorik ›scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht‹? Ohne es zu merken hat Grütters mit ihrem Bachmann-Zitat auch über die eigene Redekunst geurteilt: Diese rührt nirgendwo »an den Schlaf der Menschen« – oder, eine Pathosnummer kleiner, den ihrer Zuhörschaft.

P. S. Ein Reibungsmoment gab's dann doch, als die Rednerin drei unserer »verwegenen Denker« namentlich abwatschte. Die Herren Richard David Precht, Harald Welzer und Peter Sloterdijk. Wegen deren Boykott der Bundestagswahl 2013. Worin Grütters, die Mücke zum Elefanten stilisierend, einen Ausdruck »romantisch verklärter Sehnsucht nach kollektiven Utopien« zu erkennen glaubt. Wo die demokratische Verkehrsregel doch

laute: Demokratie vor Utopie. Daran hätten die Herren sich gefälligst zu halten. Verwegen denken, ja, aber nicht bei Rot über die Ampel. Nicht »sich in antidemokratischen Ressentiments mit dem Stammtisch verbrüdern«, so Grütters grantig. »Es mag ja nur ein kleines Grüppchen sein«, erhebt sie mahnend den Zeigefinger, »das mit seinem Habitus der gesellschaftlichen Avantgarde im Gewand der aufrechten Intellektuellen die Politikverachtung kultiviert. Doch die Demokratie nimmt Schaden, wenn ein Teil ihrer Elite die Zurückweisung eines demokratischen Grundrechts öffentlichkeitswirksam zu einer besonders subversiven Form des ›j'accuse‹ stilisiert.« Und dann nimmt sich ihr nochmaliges Herunterbeten des staatsbürgerlichen Pflichtenkatalogs für Intellektuelle und Künstler schon ein klein wenig wie eine Standpauke aus: »Künstler und Intellektuelle sollen unbequem sein, sie sollen mögliche andere Welten beschreiben, sie sollen Widerspruch provozieren, sie sollen, wie Jürgen Habermas das einmal so schön formuliert hat, mit einem avantgardistischen Spürsinn für Relevanten wichtige Themen auf die Agenda der öffentlichen Debatte setzen, originelle Thesen aufstellen, den Perspektivenwechsel befördern. Argumente entwickeln, die Grautöne zwischen schwarz und weiß sichtbar machen, Anstoß nehmen, ja, Grenzen in Frage stellen und im Zweifelsfall auch mal überschreiten. Und schön wäre es, wenn sie damit das Niveau der öffentlichen Auseinandersetzung steigerten [...]« – Existiert bereits ein staatliches Patent auf das, wofür das Wort Intellektuellenkitsch sich anbieten würde? Nein? Frau Grütters sollte einen Antrag stellen.

14

Zentrale Intelligenzagentur

Unsere Vorzeige-Intellektuellen – ja, einen »Vorzeige-Intellektuellen« nannte die Rundfunkjournalistin Hans Magnus Enzensberger in ihrer Anmoderation, HME war soeben 85 geworden. Also, unsere Vorzeige-Intellektuellen: sämtlich alte Säcke, alte Knacker. Enzensberger, Habermas, Walser, Grass. Bei letzterem, dem inzwischen Verstorbenen, hatte die Politische Korrektheit, unsere oberste Zensurbehörde, die letzten Jahre bereits Bedenken, ob er noch öffentlich vorzeigbar sei. – Frage: Wer sind die »jungen Wilden«, die frischen Wind in den Laden bringen? Wo sind sie? Irgendwo am Prenzlauer Berg oder in Berlin Mitte? »Zentrale Intelligenz Agentur«, ist das eine ihrer Adressen? Friebe, Passig, Lobo oder Sascha, Kathrin und

Holm und wer sonst noch seit Gründung der ZIA 2001 – die damit auch nicht mehr taufrisch ist – in deren Inner- und Outercircle herumschwirrt.

Leute, die so jung auch nicht mehr sind. Als die alt gewordenen Kinder des Punk, die in den Endsiebziger und den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts Teenies waren, sind sie überhaupt keine schrecklichen Kinder mehr. Verstehen es aber, dem Image der jungen Wilden oder bunten Vögel zu entsprechen, wie es im Wowereit-Berlin der Nullerjahre und auch danach gefragt ist. Und das ist auch gut so. Oder zumindest muss man sie dafür nicht wie SZ-Autor Werner Bartens als Spießer abqualifizieren. Es sind clevere Jungs und Mädels. Kathrin Passig könne sich bei jedem Wort (außer Präpositionen u. dgl.) daran erinnern, wo und wann sie es das erste Mal gehört habe, erfährt man aus einer Blog-Eintragung von Wolfgang Herrndorf. Der gehörte dem inneren Kreis der Clique an, sein Blog liegt inzwischen als Buch vor unter dem Titel »Arbeit und Struktur«. Hinsichtlich der anderen aus der Gruppe nun wiederum genau die falschen Signalworte, »Arbeit« und »Struktur«. Sie – z.B. das Autorenduo Holm Friebe und Sascha Lobo – »nennen es« nur »Arbeit« und von Struktur könne gleich gar nicht die Rede sein, behaupten sie.

Wovon ist die Rede? Von *Stilfragen*. Von Stilfragen intellektueller Tätigkeit, in der Hauptsache publizistischer und literarischer Produktion oder »Arbeit«, wenn sie es schon so »nennen« und ohnehin alle verstehen, dass »Kreativität«, das Zauberwort in allen Stilangelegenheiten, gemeint ist. – Und welcher Stil ist gemeint oder wird vorgeführt? Der eines »Easy going«. Einer neuen Lockerheit, die mittlerweile auch bedenkenlos als neue »deutsche« Lockerheit apostrophiert werden darf. »Dinge geregelt kriegen ohne einen Funken Selbstdisziplin«, Kathrin Passigs und Sascha Lobos Prokrastinationsfibel führt sie vor am Beispiel der Aufschieberitis, der man sich von jetzt an ohne schlechtes Gewissen und böse Folgen überlassen kann. Sie führen vor, wie faule Autoren trotz ihrer Faulheit, nein, wegen ihres »lifestyle of bad organisation« – was sich in der Abkürzung nur »zufällig« wie ein Akronym von Lobo liest – fertig werden und reüssieren. Ein Stilprinzip im übrigen, das uns als »Durchwursteln« oder »muddling through« weiter unten noch etliche Male beschäftigen wird.

Und wovon ist noch die Rede? Außer, Punkt eins, Stilfragen? Von *Medienkompetenz*. Die hauptstädtisch arrivierten Punks sind für das Etikett »Digital Native« zwar zu alt, doch als die mittlere Intellektuellengeneration beherrschen sie so souverän – so locker – wie keine andere intellektuelle Kohorte das Netz und seine Techniken. Im selbstgewählten Lieblingslabel der »digitalen Bohème« sind Netz- oder Medienkompetenz und Stilfrage

miteinander verschmolzen. Und während die Agentur oder »ironische Firma« (so Wikipedia über die ZIA) für »Textgestaltung und Webdesign« sich zunächst bescheiden als »Kulturorganisator« auf dem Markt der »Kulturell Kreativen« angeboten hat, können sich die Friebe, Lobos und Passigs inzwischen ohne falsche Bescheidenheit als die zentrale intellektuelle Auskunftsinstantz der Nation betrachten, bei der Elitenvertreter aus Wirtschaft und Politik regelmäßig ihren immensen Beratungsbedarf abladen. Was die gefragten Turbointellektuellen dabei an Ideen und »Kreativem« anzubieten haben, liegt entschieden nicht auf der Inhaltsebene, sondern auf der Ebene der Form oder, wie gerade noch gesagt, des Stils. Eben dies kommt zum Ausdruck, wenn die taz-Journalistin Christiane Müller-Lobeck in einer Rezension zum Duo Passig/Lobo, die im Urteil auch entsprechend zweigeteilt ausfällt, von deren »Duktus«, der Form oder dem Stil also, sagt, er sei bisweilen »brillant-bekloppt«, gleichzeitig jedoch eine »politische Perspektive« vermisst und von einer »ausgeprägten Rechts-links-Schwäche« spricht.

Oder drückt sich in der entschiedenen Asymmetrie von Form und Inhalt gerade die Stärke dieses intellektuellen Interventionismus aus? Wenn es richtig ist, dass heute niemand den intellektuellen Masterplan für eine Rettung aus den auf uns zukommenden hausgemachten Menschheitskatastrophen in der Schublade oder der Tasche hat und auch keiner von den Altintellektuellen im Stübchen über einem 800-Seiten-Manuskript brütet, das uns endlich diesen Blueprint zu liefern verspricht und der dann sowohl unter den Experten wie in der politischen Öffentlichkeit sich als konsens- und mehrheitsfähig herausstellt, dann spricht nicht nur nichts dagegen, sondern manches dafür, von Inhalt auf Form umzuschalten, vom bloß vermeintlich rettenden Inhalt auf die möglicherweise rettende Form, von einem fälschlich erlösenden intellektuellen Produkt auf die wahrlich erlösende intellektuelle Produktionsweise, den Stil, das Mediale. Zu schauen, was passiert, was sich bewegt oder bewegen lässt, wenn man damit auf intelligente Weise *spielt*. Und obendrein vom Spaßfaktor profitiert. Weil da auch intellektuell eine Menge dran ist, zeigte sich der Europapolitiker Martin Schulz – der sich vielleicht nicht als Intellektuellen, aber intelligenten Politprofi bezeichnen würde – so voll des Lobs für Jaron Lanier, als dessen Laudator er bei der Friedenspreisverleihung 2014 in der Frankfurter Paulskirche auftrat. Mit Begeisterung paraphrasierte er die schwärmerische Zukunftsvision des Netzpioniers: »Die Zukunft gehört heute, ich zitiere, ich erhoffe mir für die Zukunft, dass sie auf radikale Art wunderbarer sein wird, als wir sie uns jetzt vorstellen können. Bewohnt von Menschen, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Und weiter sagt er, uns ging es

darum, unsere Welt kreativer, ausdrucksstärker, einfühlsamer, interessanter zu machen, aber nicht darum, aus unserer Welt zu fliehen.«

Der mit den Dreadlocks und der mit dem Irokesenschnitt, Lanier und Lobo, Netzbrüder auf einer Wellenlänge. Als schon etwas älteres Intellektuellensemester fühlt man sich an die »Spaßguerilla« der Spontis erinnert. Mit dem Unterschied, dass die emanzipatorischen Hoffnungen, Träume und Utopien von ihrer einstigen Projektion auf revolutionäre Bewegungen in der Dritten Welt, Nicaragua etc., sich nunmehr ins World Wide Web verlagert haben und auf die digitale Revolution projiziert werden. Und die »Basisarbeit« und »Basisdemokratie« von damals jetzt als Netzequalitarismus und »liquid democracy« daherkommen. – Die Analogie ist nicht von der Hand zu weisen. Auch nicht, dass ideologisch unfrisierte Köpfe wie eben Lanier und Lobo der netzideologischen Realitätsverkennung entgegenreten. Das, unter anderem, war doch Laniers Rede in Frankfurt bei der Preisverleihung. »Ich bin Realist«, sagt Lanier von sich. »Widersprüche und Mehrdeutigkeiten zu vermeiden, heißt die Realität zu vermeiden.«

Und Lobo? Den haben die Snowden-Enthüllungen richtig fertig gemacht. Woraus ich das schließe? Daraus, dass er einen Moment lang tatsächlich glaubte, das Kind sei in den Brunnen gefallen. Oder wie er in der ersten Schockstarre schrieb: »Das Internet ist kaputt.« Nicht länger mehr das »perfekte Medium der Demokratie, der Emanzipation, der Selbstbefreiung«. Denn: »Die Spähaffäre und der Kontrollwahn der Konzerne haben alles geändert.« Dass das Internet, das so viele für ein Instrument der Freiheit gehalten hätten, »aufs Effektivste für das Gegenteil genutzt« werde, dieser Supergau sei die »vierte, digitale Kränkung der Menschheit«. – Ach ja, wir Intellektuellen haben es halt immer gleich mit »der Menschheit«. Die »Kränkung«, von der Lobo spricht, wird zuerst einmal seine eigene sein, und seither dürfte er sich auch schon wieder auf dem Weg der Besserung befinden.

P.S. Noch etwas, das am Unkonventionellen des intellektuellen Typus Marke ZIA Erwähnung verdient? Natürlich, weil es als Stilmittel von Intellektualität noch immer zu irritieren scheint: der Kalauer als intellektuelle Lockerungsübung. »Sie kalauern mit Niveau«, wie ihnen Rezensenten immer wieder anerkennend bescheinigen. Mit ein Beleg dafür, was Norbert Bolz bereits Mitte der 1990er Jahre als Trend unter Intellektuellen beobachtet hat, dass »die Intellektuellen zunehmend Geschmack finden am Nonsense« und »Nonsense offensichtlich selber eine Art befriedigende, auch intellektuell befriedigende Kultur oder ein Kulturangebot ist«. Paradebeispiel sind ihm seinerzeit intellektuelle Entertainer gewesen wie Helge Schneider.

der und Harald Schmidt. Wobei zu ergänzen wäre, dass es davor bereits im linksintellektuellen Milieu namhafte Vertreter einer von den Lachmuskeln angeschobenen ›Entspannungspolitik‹ mit Blick auf die Blockbildung in den ›Theorieköpfen‹ gegeben hat. Dass einer todernsten Theoriearbeit und ihrer Anstrengung des Begriffs die Entspannung des Begriffs in der Arbeit am Kalauer folgte, der alten Frankfurter Schule der Adorno, Horkheimer, Habermas die »Neue Frankfurter Schule« der Gernhardt, Bernstein, Henscheid. – Das niveauvolle Kalauern der Autorengruppe aus der Punkgeneration hat mithin intellektuelle Tradition. Und es bleibt bei ihnen erkennbar eine intellektuelle Lockerungsübung, die dem Zweck dient, den Kopf frei zu bekommen für unvoreingenommenes Beobachten. Anders als der zurzeit in vielen Feuilletons zu beobachtende ironische Dauerton, der sich in der Pseudolockerheit eines höheren Uernstes gefällt.

15

»Intellektuelle im neobuddhistischen Biedermeier«?

»Wenn du dich bewegst, musst du wissen, wohin. Wenn du dich nicht bewegst, musst du wissen, warum. [...] Die Neigung zum vorschnellen Handeln in unklaren Situationen ist einer der wichtigsten Denkfehler, der in Medizin, Wirtschaft und Politik viel Unheil verursacht. Lange habe ich auf ein Buch gewartet, das sich exklusiv und schonungslos mit dieser Denkfalle auseinander setzt und die klügere Alternative des Nicht-Handelns stark macht!« Nicht lange warten müssen, nehme ich an, hat Holm Friebe auf dieses Rezensentenlob seines Kollegen Rolf Dobelli. Exklusiv und schonungslos hat er es ihm gewährt. Zwei Kluge, die, bewandert in der Kunst des klugen Handelns, sich einig sind: der noch Klügere handelt gar nicht.

Holm Friebe firmiert unter den Berliner Postpunk-Hauptstadtintellektuellen seitdem als ›Steinstrategie‹. Sein von Dobelli rezensiertes Vademecum zur Kunst des Nicht-Handelns heißt nämlich im Haupttitel »Die Stein-Strategie«. Die auf Grund der Schwerfälligkeitsanmutung befremdliche Steinmetapher, zumal wenn sie sich ein hyperbeweglicher Wiki-Intellektueller ausgedacht hat, soll einfach das Beharrungsvermögen versinnbildlichen. Dessen positiv konnotierte Unbeweglichkeit. Wenn heutzutage keiner weiß, weder die Experten noch die intellektuellen Generalisten oder Überflieger, wie unsere drängenden Gegenwartsprobleme human und gerecht oder auch nur effizient zu lösen sind, dann, so der Grundgedanke von

Friebes Steinstrategie, wird es manchmal besser sein, statt Handlungsaktionismus oder Fakten schaffender Schnellschüsse erst einmal überhaupt nichts zu tun, nichts den objektiven Status quo Veränderndes zu unternehmen, um am Ende nicht alles noch schlimmer zu machen. – Ist das nun schon die intellektuelle Unterbrechung, gar das yogische Innehalten, für die ich mich als Spiritus Rector der hier vorgetragenen gedanklichen Einrenkungsversuche im Folgenden immer wieder ausspreche?

Festzustehen scheint, dass Nicht-Handeln, »die klügere Option des gelassenen Abwartens«, gegenüber der Rhetorik des Handelns und dem »vorherrschenden Imperativ permanenter Veränderung« bei immer mehr Intellektuellen immer besser ankommt. Ein an immer neuen Titeln auch auf dem Buchmarkt ablesbarer Trend. »Die Tretmühlen des Glücks«, »Sinnlose Wettbewerbe – Warum wir immer mehr Unsinn produzieren«, »Beschleunigung und Entfremdung«, »Aktive Passivität«, »Über das Zaudern«, »Die Kunst des Liegens – Handbuch der horizontalen Lebensform«, »Ich bin dann mal offline«, »Faulheit – eine schwierige Disziplin«, »Du sollst nicht funktionieren – für eine neue Lebenskunst«. Die Liste lässt sich beliebig verlängern. Die Autoren: Ökonomen, Soziologen, Philosophen, intellektuelle Kapazitäten allesamt, keine Esoteriker, keine Spinner.

»Buddhismus bizarr: Kohl droht mit Wiedergeburt«, titelten die Spaßvögel des Satiremagazins »Titanic« anno 1994, als dessen abermalige Kanzlerschaft noch im Ungewissen lag. Gut zwei Jahrzehnte später urteilen Intellektuelle genau umgekehrt bezüglich der Causa Kohl. Die intellektuelle Schreckensvision von einst, Birne-Buddha Kanzler Kohl forever, hat sich ihnen – und der Oggersheimer musste dazu nicht einmal das Zeitliche segnen und wiedergeboren werden – in ein heiteres Vorspiel zum Gegenwärtigen verwandelt, die zugegeben noch ungeschlachte Erscheinung eines Pioniers der Steinstrategie. Dessen also, der, statt sich unter Handlungszwang zu setzen und Hektik zu verbreiten, »warten und die Füße stillhalten« kann, so Holm Friebe. Helmut Kohl folgen auf Platz zwei und drei der Pioniere der Steinstrategie, geht es nach Friebe, Gerhard Schröder, die »Politik der ruhigen Hand«, und Angela Merkel, »Fahrt auf Sichtweite«. Holm Friebe seinerseits bringt die steinstrategische Grundeinsicht auf die Formel: »Wenn man immer darauf setzt, dass sich nichts ändert, fährt man im Schnitt besser.« Die Veränderungswütigen in Politik und Wirtschaft machen uns verrückt mit ihrer Neomanie, »indem wir immer nur auf das Neue starren, verlieren wir den Blick dafür, worauf es wirklich ankommt«. Denn unterdessen »finden Innovationen statt, die niemand erwartet hätte«.

Zurück zu der Frage, ob hier bereits von einer Praxis der Unterbrechung gesprochen werden kann, von ›yogischem Innehalten‹? Es handelt sich um Ideen, Vorschläge, Konzepte einer anderen Praxis – nicht schon um deren Verwirklichung – und mithin lediglich um Gegenpropaganda zur herrschenden. Die sich wenig davon beeindruckt zeigt und deswegen nicht ihre Positionen räumt. Nicht zum Überläufer wird. Noch so triftige Argumente beeindrucken eine bestehende Praxis desto weniger, als sie selbst auch nicht auf solchen beruht. Vielmehr den Vorgaben und Zwängen des Faktischen geschuldet ist und nicht an erster Stelle Vernunftgründen. Letzteres glauben vor allem die Intellektuellen. Deren Raison d'être zum Teil in der Annahme gründet – der ganz eigenen ›Subjektphilosophie‹ der Intellektuellen –, dass rationale Beweggründe, normative Evidenzen u.dgl. von Belang sind bei der Einrichtung unserer Weltverhältnisse. – Da Intellektuelle, die den ›Ideen-Pool‹ der Steinstrategie nicht goutieren, dies ebenfalls glauben, lassen sie sich etwas einfallen, das geeignet erscheint, das von ihnen Versmähte zu diskreditieren. Allein so erklärt sich mir Nils Minkmars Wort von einem unter Merkel sich ausbreitenden »neubuddhistischen Biedermeier« (FAZ 24.09.2014). Weswegen auch nicht weiter ins Gewicht fällt, dass dieser Spruch sachlich ein ziemlicher Nonsense ist.

16

Zenbuddhismus als Ideologie oder ›pools and tools for fools‹

Von einem »neubuddhistischen Biedermeier« unter Merkels Kanzlerschaft kann, was immer man sich auch darunter vorzustellen hätte, nicht die Rede sein. Es sei denn als Intellektuellengerede. Das sich polemisch an einem rein ideologischen Phänomen entzündet, nicht an einer gelebten Wirklichkeit, einem praktizierten Lebensstil, wie es dies suggerieren möchte. Das Phänomen, Buddhismus als Ideologem, ist kein spezifisch bundesrepublikanisches. Ausgeprägter zeigt es sich in den USA, unter Intellektuellen wie unter Wirtschaftsleuten, weniger bei Politikern. Am ausgeprägtesten vielleicht in Künstlerkreisen, wo man den Eindruck gewinnt: kein Popidol, angefangen bei Tina Turner, und keine Schauspielikone, die sich mittlerweile nicht zum Buddhismus bekennt. Madonna ausgenommen, die Kabbalistin ist. Ach ja, und Tom Cruise, der Scientologe.

Zitate, in denen das Richtige und Wichtige zur Sprache kommt, finden sich bei Friebe schon. »Ich bin hier und es gibt nichts zu sagen. Was wir brauchen, ist Stille.« So John Cage, der Komponist von 4'33, einer zenbuddhistischen Nicht-Musik, 1949 vor einem New Yorker Auditorium. Seine Worte lassen sich aus der Alltagssprache – Cage wusste, Zen-Geist ist Alltagsgeist – unschwer in für Intellektuelle verständliche Theoriesprache übersetzen. »Ich bin hier« heißt: präsent im Hier und Jetzt. »Es gibt nichts zu sagen«: unmittelbar ›die Wirklichkeit wahrnehmen‹ – eine musikalische oder auch nichtmusikalische – geschieht ohne Worte, diesseits des Denkens und Urteilens. Die »Stille« – im Innern mehr noch als im Außen –, die »alles« ist, »was wir brauchen«, ist die, welche es zum schweigenden Gewahrsein braucht. Vier Worte oder Begriffe – Präsenz, Schweigen, Stille, Gewahrsein –, die für dasjenige stehen, das bei uns nicht vorkommt. Nicht einmal in den Konzertsälen klassischer Musik. Weil es sich um dasjenige handelt, das innerhalb *dieser* Realität, d.h. so, wie unser derzeitiges persönliches und gesellschaftliches Leben formatiert sind, nicht vorgesehen ist, strukturell und systematisch nicht vorgesehen. – Wer dies ausspricht, wird deshalb nicht zum Ideologen. Wie auch die Worte Präsenz, Schweigen, Stille, Gewahrsein hier nicht zu ideologischem Begriffsblendwerk zusammenschießen. Einem Bewusstsein, das den uns vertrauten Realitätsmaßstab zugrunde legt, sagen sie ohnehin nichts, auf Erfahrungsebene korrespondiert ihnen kaum etwas. Auch wer dies als schwerwiegendes kulturelles Defizit bemängelt, oder darin gar die Tragik der ›Conditio moderna‹ erblickt, vollführt noch kein ideologisches Manöver. Erst wenn Leute glauben, die Realität, und sei es erst einmal der überschaubare Radius ihrer privaten Lebenswirklichkeit, sprachlich ›umtaufen‹ zu können, sobald sie also meinen, durch verbale Beschwörung des Abwesenden sei die Realität praktisch schon eine andere geworden, fängt es an, ideologisch zu werden. Dies scheint mir der Fall bei der wachsenden Gemeinde westlicher ›Neubuddhisten‹, die ihr Bekenntnis zum Buddhismus, ihre zenbuddhistische Weltanschauung oder ihren tibetischen Ritualismus wie eine Monstranz vor sich hertragen, darunter nicht wenige Intellektuelle.

»Auf der Suche nach einem philosophischen Überbau für die Stein-Strategie«, liest man bei Holm Friebe – wobei es statt »philosophischer Überbau« besser »Ideologischer Überbau« heißen sollte – »wird man am ehesten dort fündig: in den fernöstlichen Lehren und den geharkten Steingärten des Zen, deren Ästhetik vor über tausend Jahren von chinesischen Mönchen nach Japan importiert wurde. Die Grundprinzipien »Kanso« (Schlichtheit), »Shizen« (Natürlichkeit) und »Shibumi« (Eleganz) kennzeichnen nicht nur

die Designsprache von Apple, sondern lassen sich als ethische Maximen im Sinne der Stein-Strategie auf das ganze Leben übertragen. Das Ideal heiterer Gelassenheit findet sich wieder in der schlichten Eleganz des wellenförmigen Kiesel, das Ideal innerer Ruhe und individueller Kompaktheit in der Symbolik des einzelnen Kiesel. [...] Im Daoismus, aus dem der Zen-Buddhismus hervorgegangen ist und aus dessen Repertoire er sich bedient, ist das wichtigste Konzept und eine der erstrebenswertesten Tugenden das ›Wu wei‹, was so viel bedeutet wie Nicht-Handeln, eher noch: Handeln durch Nicht-Handeln.« – Friebe ist nicht so blauäugig, die »fernöstliche Spiritualisierung der Ökonomie« als »Managerdämmerung« für bare Münze zu nehmen. Dass die angepriesene »große Leichtigkeit in der Lebensführung, gepaart mit einer gesteigerten Achtsamkeit in alltäglichen Situationen« nicht mittels Überredungskunst oder per Indoktrination zu haben sind, dürfte ihm auch klar sein. Was ihn allerdings nicht davon abgehalten hat, im Prinzip ins gleiche Horn zu stoßen. Wie es für den Verfasser einer Strategiefibel auch gar nicht anders möglich ist.

Strategie und Absichtslosigkeit. Man müsste blind und begriffsstutzig zugleich sein, um nicht zu erkennen, dass es kaum etwas gibt, das weniger zusammengeht als diese beiden, Absichtslosigkeit und Strategie. Absichtslosigkeit, das Herzstück der meditativen Disziplinen östlicher und fernöstlicher Provenienz, was die mentale Grundeinstellung betrifft, steht in diametralem Gegensatz zur berechnenden, utilitaristischen Grundhaltung, die das Welt- oder Wirklichkeitsverhältnis der westlichen Moderne beherrscht und deren gegenwärtige Malaise wesentlich mit verursacht hat. Freilich auch die Bedingung ihres durchschlagenden Erfolgs gewesen ist. Und eben den möchten Managementratgeber und alternative Strategiedoktrinen wie die der ›Steine‹ fortsetzen, wenn nicht überbieten. Unter anderem mit dem hölzernen Eisen einer Strategie der Absichtslosigkeit. Friebe's genialer Grundgedanke im Geiste kalkulierender Absichtslosigkeit: »Warten können, wenig tun, das Wenige aber mit durchschlagender Wirkung.« Damit aufhören, das »Change-Mantra« der populären Managementliteratur herunterzuleiern, und dem »action bias« mit der »klügeren Alternative des Füße-stillhaltens« ein Schnippchen schlagen. Nach Friebe »das beste Rezept für langfristigen Erfolg«. »Anders als jene gut gemeinten [...] Mahnungen zu Entschleunigung und innerer Einkehr, zielt die Stein-Strategie auf die Verfolgung und Durchsetzung handfester Eigeninteressen von Individuen und Organisationen.« Kein »weiteres Plädoyer für mehr Muße und Müßiggang«, der Steinstrategie »zielt vielmehr auf die Durchsetzung eigener Interessen und Erlangung strategischer Vorteile«. Wie beispiels-

weise »an der Börse, wo Warren Buffett Geld nicht durch hektisches Zocken, sondern durch kluges Warten verdient«. – Oder Friebe's Lichtgestalt fürs produzierende Gewerbe, Steve Jobs, der »sich seit seiner Collegezeit mit fernöstlicher Spiritualität befasste und vom Zenbuddhismus inspirieren ließ«. Von dem man ebenso beispielhaft lernen könne, »wann man wartet und wann man handelt und zuschlägt«. Oder wie man intuitiv genau die Gadgets erfindet, von denen der Kunde, so Jobs, noch gar nicht ahnt, dass er sie braucht. Und dem darum abertausende Nerds und Big-data-techies in Kalifornien und anderswo auf der Welt nacheifern. Mit weniger durchschlagendem Erfolg, versteht sich, nicht alle können Sieger sein.

Könnte dies auch eine Erfolgsperspektive für Intellektuelle sein? Ihren ›Kunden‹ immaterielle, intelligible Dinge andrehen, von denen sie sich nicht haben träumen lassen, dass sie das Zeug einmal brauchen? Nein. Dies schlägt der Intellektuelle Holm Friebe dann doch nicht vor. Stattdessen lieber weiter an der Quadratur des Kreises feilen, der »intentionalen Passivität«. Denn: »Es ist an der Zeit, die Passivität als produktive Ressource zu rehabilitieren. [...] Anstatt lediglich den Müßiggang, das Rasten und Pausieren als notwendige Unterbrechung der allgemeinen Hektik und Hyperaktivität zu Zwecken der Rekreation zu propagieren. [...] Was sich dabei zeigt, ist, dass die Passivität sehr viel weiter in das Aktivsein hineinreicht und man ihre eigene Wirksamkeit und Kraft noch freizulegen hat.« – »Um nicht ein Leben lang von den entfesselten Marktkräften bald hierhin, bald dorthin geworfen zu werden«, empfiehlt, auf die neolithische Revolution anspielend, Steinstrategie Friebe auch den Intellektuellen die als »subtil, aber fundamental« einzustufende »Veränderung des Geisteszustands, die mit der Sesshaftwerdung einhergeht«. Schon möchte man ausrufen: wie wahr! Wäre da nicht der ›Schönheitsfehler‹, dass dem rhetorischen ›Soll‹ kein praktisches ›Haben‹ gegenübersteht. Endlose Rhetorik statt einer Praxis der Unterbrechung intellektueller Routinen. Des yogischen Innehaltens oder der *praktizierten* ›Sesshaftwerdung‹ des Sitzens in Stille. Statt schweigendem Gewahrsein stets nur verbales Getöse. Statt ›ohne Worte‹ *nur* Worte.

Wer lediglich einen Hammer besitzt, sieht überall Nägel. Der Abschnitt über Zen und Daoismus, »Wu wei« oder »Handeln durch Nicht-Handeln«, beginnt bei Friebe so: »Was wir aus dem Ideenpool des Zen für unsere Überlegungen zur Stein-Strategie gut gebrauchen können...« Wem sich die Welt hauptsächlich unter dem strategischen Gesichtspunkt des Nutzens und der Verwertbarkeit darbietet, der sieht überall nützliche Werkzeuge, ›tools‹, die er »gut gebrauchen« kann. Die Kulturen der Welt werden ihm

zum »Ideenpool«, dessen »er sich bedient« zum Zweck »unserer Überlegungen«. – Das Zauberwort in aller Munde auf dem Davoser Weltwirtschaftsforum 2014 sei, so der Beobachter Otto Scharmer in einem Internet-Posting, »mindfulness« gewesen. Scharmer: »After I hosted an evening session on mindfulness in Davos, the CEO of a private equity fund said to me: ›This night was a turning point for me. I realized that as a leader and a human being I not only need to engage in training and practices that keep up my physical fitness, but I can also engage in training and practices that develop and keep up my quality of mindfulness‹.« Was soll man dazu anderes sagen als: kulturelle Endverbraucher unter sich, »pools and tools for fools«.

P. S. »Only two years ago, mindfulness and mindful leadership were discussed at the WEF for the first time.« So die Fortsetzung von Scharmers Davos-Report, der die »Davoslinge« von 2014 als »sleepwalkers« mit Christopher Clarks »Schlafwandlern« von 1914 vergleicht und mithin den ganze Hype um die Achtsamkeit durchaus kritisch sieht. »Since then, almost all of the mindfulness-related events there have been oversubscribed. Mindfulness practices like meditation are now used in technology companies such as Google and Twitter (amongst others), in traditional companies in the car and energy sectors, in state-owned enterprises in China, and in UN organizations, governments, and the World Bank. Als Loic Le Meur, a serial tech entrepreneur from Silicon Valley put it: ›It's funny, everyone I know has started meditating. In the Valley, there's a real social pressure on you (to do it). Six months ago I gave in and started my own daily practice‹.« – In den Tretmühlen des Erfolgs. Ihre Strampelmänner müssen tapfer sein. Jetzt heißt es, das Meditations- und Yogamodul noch irgendwo dazwischen quetschen. Die Kerle sind wirklich nicht zu beneiden.

17

Zweckdienerei oder die Mutter aller Missverständnisse

Während meiner Stippvisite bei Brecht im Club der toten Denker trat Herr Keuner, wie schon einmal, aus dem Halbdunkel, zupfte mich am Ärmel und sprach: Sie sind der Autor von »Der Intellektuelle als Yogi«. Sehen Sie, Sie haben da ein Problem. Die Leute, darunter die Denkenden, fragen: Warum denn der Yogi? Reicht nicht der Intellektuelle? Dadurch bringt man Sie in Erklärungsnot, wo von der Sache her keine existiert. Sie schaf-

fen Gründe herbei und machen sich zu einem Zweckdiener. So bedienen Sie auf dem Terrain Ihrer Passion die Mutter aller Missverständnisse, die Zweckdienerei.

Mir fällt ein, dass eine von Brechts Keunergeschichten »Der Zweckdiener« heißt. Sie geht so, dass Herr K. zunächst einige Fragen stellt. »Jeden Morgen macht mein Nachbar Musik auf einem Grammophonkasten. Warum macht er Musik? Ich höre, weil er turnt. Warum turnt er? Weil er Kraft benötigt, höre ich. Wozu benötigt er Kraft? Weil er seine Feinde in der Stadt besiegen muss, sagt er. Warum muss er Feinde besiegen? Weil er essen will, höre ich.« Nachdem Herr K. also gehört hat, »dass sein Nachbar Musik machte, um zu turnen, turnte, um kräftig zu sein, kräftig sein wollte, um seine Feinde zu erschlagen, seine Feinde erschlug, um zu essen«, stellt er seine letzte Frage: »Warum isst er?«

Warum meditiert er? lautet dagegen die Frage, die man dem Intellektuellen stellt, der sich für den Intellektuellen und den Yogi ausspricht. Warum sitzt er und meditiert? Die Frage beantwortet sich im Prinzip wie die von Herrn Keuner gestellte. Nicht auf logischer, sondern auf existenzieller Ebene. Das heißt, dass sie sich auch mit ebensolcher Evidenz erledigt, *im Prinzip*. Denn im Unterschied zu Herrn Keuners Frage, die die Perspektive des Essenden, nicht eines Nichtessers, einnimmt, verhält es sich mit der Yogi-Frage umgekehrt: Die sie stellen, stellen sie vom Standpunkt des »Nichtessers«. – Welche Aussicht besteht dann überhaupt, das Missverständnis der Zweckdienerei aufzulösen? So gründlich misszuverstehen, dass sich auf dem Weg über das energisch und ausdauernd *praktizierte* Missverständnis auch das intellektuelle bereinigt.

18

Eine Meierei der besonderen Sorte

Der Wuppertaler Fluxuskünstler, Action-Teacher, Kunst- und Kulturtheoretiker und -praktiker Bazon Brock betreibt in Berlin-Kreuzberg die erste »Denkerei«. Eine intellektuelle Meierei der besonderen Sorte. Die Denkeier, die hier gelegt werden, sollen einmal keine Windeier sein, die den Menschen nur heiße Luft ins Hirn blasen. Als Legehennen sind mit von der Partie aus Karlsruhe Peter Sloterdijk und Peter Weibel.

Was ist ein »Amt für Arbeit an unlösbaren Problemen und Maßnahmen der hohen Hand«? Zu seiner »Denkerei« befragt, erläutert Brock im

Deutschlandradio: »Ich mache ja in Karlsruhe mit Sloterdijk zusammen den Studiengang für die Professionalisierung der Bürger, das ist etwas Ähnliches, da bringen wir den Bürgern nahe, wie sie sich dann modern, also ohne Allmachtswahnsinn der Beherrschung der Wirklichkeit durchs Leben schlagen können, und zwar intelligent und mit Effekt.« – Intelligent und mit Effekt sich durchs Leben schlagende Bürger? Angestiftet von eierlegenden Wollmichsäuen aus Karlsruhe? Hört sich beunruhigender an als es ist!

Um die Hintergründe zu rekapitulieren: Auf der Flucht aus Pommern 1945 dem tödlichen Ernstfall des Zweiten Weltkriegs mit knapper Not entkommen, geht es dem Intellektuellen und Künstler Bazon Brock seither erklärtermaßen darum, durch »Selbstfesselung« und »Unterlassung« sich und andere »diesseits des Ernstfalls«, der Katastrophe, zu halten. Weil Katastrophenverursacher für ihn die als »Kulturheroen« gefeierten »Kraftmenschen« sind, diese »Genies der Selbstverwirklichung« und »Märtyrer der Selbstaufopferung«, ergeht an den Katastrophenvermeider, Brock zufolge, der Auftrag einer *Zivilisierung* der Kultur. Will sagen: »Zivilisierte Menschen setzen alles daran, die Bestie in sich unter Kontrolle zu bringen.« Brock bibelfest: »Schon die Zehn Gebote lehrten uns das Unterlassen von Raub, Mord und Vergewaltigung als die größte Anstrengung zu verstehen.« Ergo: »Qualifikation zum Nicht-Tun als Handeln.« – Womit er in nuce auch schon erklärt wäre, der seit mehr als einem halben Jahrhundert anhaltende pädagogische Furor des Künstlers und Intellektuellen Bazon Brock. Seine Vita ein einziges Action-Teaching. »Besucherschulen« auf der Kasseler Dokumenta, »Lernenvironments« für Museumsbesucher, »Lustmärsche« durch Theorien, zuletzt die Kreuzberger »Denkerei«. Ganz schön viel für einen Praktiker der Unterlassung und der Selbstfesselung.

Aber schließlich geht es auch um etwas: die Vermeidung des Ernstfalls. Provoziert wird er laut Brock seit eh und je durch diejenigen, die heutzutage unter dem Label der »Problemlöser« firmieren: Politiker, Experten, Wissenschaftler, Intellektuelle nicht zuletzt. Sie lösen die Probleme nicht, behauptet Brock, sie erzeugen sie. Sobald sie antreten, irgendwelche Probleme zu lösen, multiplizieren sich dieselben. Was gar nicht anders sein könne. Der Witz sei nämlich, nennen wir's das Brocksche Axiom: *Probleme sind unlösbar, grundsätzlich*. Originalton Brock: »Probleme können prinzipiell nicht gelöst werden. Denn wenn sie gelöst werden könnten, müsste man sie einfach lösen und man hätte gar kein Problem. Aber wir haben dauernd Probleme, weil sie nicht lösbar sind. Weil alle entscheidenden Probleme gerade deswegen wichtig sind, weil sie nicht lösbar sind.« – Alles

klar? Reißen wir uns zusammen, so schwer es fällt! Und nehmen Brock, schon der Vermeidung des Ernstfalls wegen, mit seiner Behauptung ernst. Wie man im Allgemeinen Menschen nicht fahrlässig den guten Willen abspricht, so dem Intellektuellen nicht schon auf den ersten Augenschein hin den Willen und die Fähigkeit zum logischen Argumentieren.

Darum da capo, Brock noch einmal: »Denn gerade dass wir so viel wissen, entsteht noch mehr Nichtwissen. Gerade dass wir so viele Probleme angehen, entstehen immer mehr Probleme et cetera. Mit anderen Worten, es ist klar, dass wir uns nicht darauf verlassen können, die Themen loszuwerden. Denn durch die Art, wie wir sie loswerden wollen, schaffen wir pausenlos neue. Weil kein Mensch eine Lösung hat, weil jeder neue Ansatz einer Lösung neue Probleme schafft.« – Beispiel: »Das Aufgeben der Atomkraft als einem Problem, das man loswerden will, schafft uns auf der andern Seite natürlich Probleme mit der Verstellung der Landschaft durch Windräder. Der Zerstörung des Lebensraumes. Da muss man überlegen, ist die Zerstörung des Lebensraumes wert, um ihn zu retten? Was heißt denn wenn Rettung Zerstörung wird? Die Rettung dieser Welt vor atomarer Strahlung heißt ihre Zerstörung, Landschaftszerstörung, Heimatzerstörung ...« Und weil ein Axiom – Probleme sind prinzipiell unlösbar – für sich genommen witzlos wäre, folgte aus ihm nicht eine Handlungsmaxime, lässt Brock jetzt diese folgen: »Angesichts der Unlösbarkeit der Probleme [...] sagen: Moment, ich weiß da nichts, ich habe nichts, ich kann nichts, du auch nicht, du auch nicht, wie werden wir damit fertig? Das heißt, statt des Problemlösens lernen, einen Umgang mit dem Problem zu finden, der alte Begriff in England hieß Management ...«

Weniger atemlos und mit den Worten der Brock-Interpretin Nicole Stratmann: »Im Grunde fordert Brock gegen den allgemeinen Trend zur Verwissenschaftlichung aller Lebensbereiche an die Stelle der Präsentation glänzender Lösungen das Problematisieren zu setzen. Wie schon Adorno lehrte, verkommt Theorie nur dann nicht zur kindischen Systemspielerei [...] wenn sie im Sinne einer Thematisierung verstanden wird.« – Das Paradigma dieser Thematisierung und des Problematisierens statt des Lösenwollens von Problemen – und erst an diesem Punkt meldet sich der Ästhetiktheoretiker und Kunstvermittler Brock zu Wort – sind die Künste. »Aufgrund der Subjektivität ihres Aussageanspruchs bleiben künstlerische Behauptungen«, so erläutert Stratmann das Brocksche Kalkül, »jenseits aller verbindlichen Wirkungsansprüche und funktionieren allein als konkrete, problematisierende Beispielgabe. Künstler sind darin heutzutage mithin die einzigen, die es wagen, das zu thematisieren, was das Subjekt alltäglich

immer verfolgt: die Schwierigkeit des eigenen und darin je konkreten Weltbezug, dessen Probleme von keiner Theorie und keinem wissenschaftlichen System befriedigend beruhigt werden können. [...] Künstler präsentieren in ihrer Arbeit keine Lösungen, sondern Darstellungen von Problemen; Kunstwerke lehren, nicht nach Scheinlösungen zu suchen, sondern mit den Problemen zu leben.«

Axiom und Maxime: »prinzipiell unlösbare Probleme« und Künstler mit ihren Kunstwerken, die »lehren, nicht nach Scheinlösungen zu suchen, sondern mit den Problemen zu leben« – Adorno-Schüler Brock zufolge die Lösung aller »Problemlösungsprobleme«. Feine Sache, oder nicht? – Hat nicht Adorno-Schüler Habermas auf einen wichtigen kategorialen Unterschied aufmerksam gemacht bezüglich der Probleme, mit denen sich Individuen und Gesellschaften konfrontiert sehen? Die Unterscheidung von Problemen, die – sei es durch strategisches oder durch kommunikatives Handeln – ungeachtet noch so frustrierender gesellschaftlicher, politischer, ideologischer Hindernisse und Schwierigkeiten doch prinzipiell lösbar erscheinen, von solchen – und auch bei Habermas heißen sie die »existenziellen« –, für die es eine Lösung nicht gibt und im Prinzip auch nicht geben kann. Weil es sich bestenfalls um deren *praktische Auflösung* handeln kann, durch die Art und Weise, wie man mit ihnen umgeht. Nachdem Brock nicht einmal diese kategoriale Minimaldifferenzierung vornimmt, wundert man sich nicht, dass seine Argumentation mitunter krause Züge annimmt. Beispiel: »Bemühungen um Problemlösungen – etwa in der Forschung –, die zu immer neuen Problemen führen, sodass sich durch Erweiterung des Wissens vor allem die enorme Vergrößerung des Nichtwissens ergibt.« Was hat dies damit zu tun, dass vernünftige Lösungsvorschläge in der Klimapolitik auf wirtschaftliche und politische Interessenswiderstände stoßen und eben daran – nicht an prinzipieller Unlösbarkeit – zu scheitern drohen? Nichts. Und, da wir schon einmal beim Thema sind: Was sagt Brock Leuten aus Bangladesh, die ihn in seiner Kreuzberger »Denkerei« um Rat fragen? Sagt er: Liebe Leute, euer Problem – landunter – ist wie alle Probleme prinzipiell unlösbar, umso mehr solltet ihr es thematisieren und problematisieren?

Jedenfalls können Sie sich schon einmal im Online-Flyer der »Denkerei« über »Denkmittel« informieren, die beim Thematisieren und Problematisieren von Nutzen sind: »Das Amt für Arbeit an unlösbaren Problemen stellt der Öffentlichkeit Denkmittel in Form von Besucherschulen, action teachings, cognitive tools und theoretischen Objekten in der Orientierung auf bildende Wissenschaften und Erkenntnis stiftende Künste zur

Verfügung.« – Und dann stellt der Flyer gleich das passende Beispiel zur Verfügung: »Seit Jahrzehnten bemühen sich alle an der atomaren Energieerzeugung Beteiligten, die Endlagerung für atomar strahlenden Müll an entlegenen Weltorten durchzusetzen. Das Abkippen des Mülls in die Unsichtbarkeit, um sich des Problems zu entledigen, verfehlt die Verpflichtung auf Verantwortung für die Folgen unserer Handlungen.« Und weil das nicht die Lösung in dieser Unlösbarkeitsangelegenheit sein kann und man also das Verantwortungsproblem mit den »dreißigtausend oder vierzigtausend Jahren Strahlungskontinuum des radioaktiven Abfalls mittlerer Stärke« so nicht löst, erinnern sich die findigen Köpfe der »Denkerei« an die »kontinuierliche Orientierung auf Dauer und Ewigkeit«, wie man sie bereits einmal in der jüdischen oder chinesischen Kultur erreicht hatte. »Also sollten wir der Kraft, die uns zur ausnahmslosen Orientierung auf Ewigkeit zwingt, in unseren Städten Kultstätten bauen wie sie die tradierten Kulturen mit ihren Tempeln, Synagogen, Kathedralen oder Moscheen realisierten. – Wenn in den Lebenszentren Kathedralen für den strahlenden Müll errichtet werden könnten, würde das Bewusstsein der Zeitgenossen für ihre Verpflichtung auf den Ewigkeitsdienst rapide ansteigen – mit der Konsequenz, dass das Gerede über Freiheit als demonstrierte Beliebigkeit verstummte.«

Nichts verstummt. Aus Gerede wird nur immer noch mehr Gerede. Ohne dass allerdings »das Bewusstsein der Zeitgenossen [...] rapide ansteigen« würde nach all dem Gerede. Eher muss man fürchten, es steigt der Pegel der Konfusion. – Oder um das Urteil über Brocks Rederei und Denkerei auf die theoriesprachliche Ebene zu transponieren, was gleich wieder zu dessen persönlicher Entlastung beiträgt: Wie realistisch ist der Versuch, die Kunst als das paradigmatische ›Spiel mit stets reversiblen Handlungsoptionen‹ gegen den realen ›Ernstfall des Irreversiblen‹ antreten zu lassen? Der Soziologe Wolfgang Streeck fürchtet, dass im Fall der in die Abhängigkeit des internationalen Finanzkapitals geratenen Staaten und Gesellschaften die Demokratie zu einem Teil des Unterhaltungsbetriebs degeneriert. Sollte es sich demnach so verhalten, dass Initiativen wie die Kreuzberger »Denkerei« längst Teil sind dieses ›demokratischen Unterhaltungsbetriebs‹? Egal wie radikaldemokratisch oder ›mutbürgerlich‹ sie vom Initiator gemeint sind?

P. S. Gemeint sind Brocks Kunsthappenings und die »Denkerei« – dies darf man ihm abnehmen – ›mutbürgerlich‹ bzw. basisdemokratisch. Ein Konzept, in welchem den Intellektuellen eine pädagogische Funktion zugeschrieben wird. Die Rolle desjenigen, der die Übrigen zu »professionel-

len Dilettanten« ausbildet. Sie zu jenem »Generalisten als Spezialist fürs Allgemeine« qualifiziert, der zu werden uns die Expertenherrschaft de facto nötige. »Je mehr man sich spezialisiert, desto größer werden die Bereiche, in denen man zu dilettieren hat. Die Herrschaft der Experten etabliert also die Macht des allgemeinen Dilettantismus. Je weniger wir die konkreten Sachverhalte verstehen, desto größer wird der Druck zu kommunizieren, d.h. sich in der Welt zu orientieren, ohne sie zu verstehen.« – Ein bisschen verschwommen und vage, doch ahnt man, was Richtiges gemeint ist. Dass im Übrigen Brock die Intellektuellen auf die Demutsformel vom »Einverständnis mit der je eigenen Beschränktheit in Wissen, Können und Haben« verpflichtet sehen möchte – sodass von seinem Wahlspruch »die großen Taten sind die unterlassenen« intellektuelle Schreibtischtäter keineswegs ausgenommen sind –, macht hellhörig. Zumindest verbal bekundet Brock hier eine Positionsbestimmung für Intellektuelle »auf Normalniveau«, die in puncto Selbstbeobachtung und Selbstverständnis beinahe schon als mustergültig zu bezeichnen wäre. Für einen Intellektuellen ungewohnte Töne!

Doch leider auch nur dies: Töne, weiter nichts. Aber worin bestünde denn ein solches »Weiter« konkret? Wenn einer, wie Brock, von »Selbstfesselung« und »Unterlassung« tönt? Und damit Anderes gemeint sein soll als Mord und Totschlag zu unterlassen? Mir scheint: Will man die Frage beantworten, ohne sich auf dem sprichwörtlich weiten Feld in Allgemeinplätzen zu ergehen und sich am Ende aller Verbindlichkeit und Konkretion zu enthalten, so hat man nur dann eine Chance, wenn man die Antwort auf ein Äußerstes an Einfachheit oder Schlichtheit herunterbricht, das zugleich ein Äußerstes an Konkretion oder Verbindlichkeit der Form verkörperte. Dieser Maßgabe entsprechen hieße Selbstfesselung: Sammlung der Aufmerksamkeit; Unterlassung: keine der gesammelten Aufmerksamkeit oder Geistesgegenwart hinderliche Rückkoppelungsschleifen von Gedanken, Urteilen und Wertungen erzeugen. In den Worten des Katastrophenvermeiders und »Kraftmenschen« Brock ausgedrückt, könnte die Übung etwas reißerisch auch »die Bestie in sich unter Kontrolle bringen« heißen. Eine Übung im Interesse der *Zivilisierung* von Kultur. – Eigentlich müsste Brock diese Konkretisierung seiner Selbstfesselungs- und Unterlassungsrhetorik gefallen. Nicht nur weil die »Ressource Aufmerksamkeit/ Geistesgegenwart« für Intellektuelle künftig das einzige Pfund zum Wuchern sein dürfte. Auch weil der Konzepte-Künstler oder Künstler ohne »vergegenständlichte Werke« Bazon Brock sich zum Ausbund an Bescheidenheit und Zurücknahme erklärt: »Für mich«, gibt er zu Protokoll, »will

ich gerne akzeptieren als bloß mittleres Talent zu gelten. Denn wäre ich mehr, so hätte ich nur noch mehr Arbeit daran zu setzen, mich selbst zu fesseln; mich davon abzuhalten, irgendwelche großartigen künstlerischen Konzepte, philosophische Spekulationen oder gesellschaftspolitische Ideale als Handlungsanleitungen misszuverstehen und deren Durchsetzung im Alltagsleben der Menschen zu erzwingen.« (Hier und weiter oben zitiert aus Nicole Stratmann: »Bazon Brock, der Selbstfesselungskünstler – Einführung in eine Ästhetik des Unterlassens«, Weimar 1995 u. 2008; die Brock-Zitate am Anfang sind seinem Vortrag »Der Bürger als Profi«, SWR2 2011, entnommen.)

19

Ein erhebliches Maß an Gelassenheit

111 Tugenden? Ach wo! So viele sind es dann doch nicht. Denn in der Schnapszahl sind die Laster mitgezählt. Jedenfalls die, die Martin Seel für der Rede wert gehalten hat. An sich, so räumt er ein, würden ihm noch weitere einfallen, Laster wie Tugenden. Aber irgendwo müsse man ja mal einen Punkt machen. Was einleuchtet, da ein Tugendbold, der nicht zu Potte kommt, sich schon wieder lasterhaft benähme. Obgleich auch dies nicht schlimm wäre, insofern es einmal mehr die Seel am Herzen gelegene Ambivalenz der Begriffe Tugend und Laster veranschaulichte: dass nämlich Laster nicht selten übers Ziel hinaus geschossene Tugenden seien.

111 oder weniger und ein paar Laster dazwischen, ist das nicht trotzdem zu viel der Tugend und ihres Guten? Masse statt Klasse? Nein, Masse *und* Klasse. Seel betreibt das Feinkostgeschäft unter den Anbietern philosophischer Lebenskunst. Discounter hat es genug. Und dafür loben ihn die Kollegen von der Stiftung Warentest beim Feuilleton, die Kritiker und Rezensenten. Zum Beispiel als den »großen Stilisten«. Woran macht Zunftbruder Dieter Thomä sein Urteil fest? Vielleicht daran, dass Seel – there's no business like showbusiness – seine Tugendschau in der Auslage, im »Prolog«, als »Nummernrevue« dekoriert? Man möge sich sein Buch als »eine Art Musical« vorstellen: »In raschem Wechsel tritt eine Schar von Tugenden und Lastern auf. [...] Die 111 Akte der Inszenierung bringen insgesamt 555 Revuegirls und -guys auf die Bühne. [...] Mit dem Reigen seiner Figuren bietet das vielköpfige Ensemble ein bewegtes Kaleidoskop menschlicher Möglichkeiten dar.«

»Bewegtes Kaleidoskop menschlicher Möglichkeiten«? Gewiss doch! Unser »bewegter« Aufenthaltsort ist Diskursland, Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Die Great Plains der Weitschweifigkeit zudem, um nicht zu sagen des Geschwafels. Über die Tugend des »Leichtsinn« mit der Revuenummer 1 beispielsweise steht im Textbuch: »Leichtsinnige Menschen gelten im sozialen Leben als fahrlässig oder frivol; häufig sind sie es auch.« Wer hätte dies gedacht: Leichtsinnige sind leichtsinnig. In etwa genauso überraschend, was die Revuegirls und -guys in der Schlussnummer, der Nummer 111 über »Gelassenheit«, zum Besten geben: »Wer sich daran gewöhnen kann, dann und wann – und genau genommen immer – auf wackligen Füßen zu stehen; wer gelernt hat, dass Fehltritte unvermeidlich, wenn auch nach Möglichkeit zu vermeiden sind; wer damit leben kann, weder über sich selbst verfügen zu können noch über andere verfügen zu dürfen; wer begriffen hat, dass alles Tun die Kehrseite des Lassens hat. [...] Einem solchen Menschen kommt ein erhebliches Maß an Gelassenheit zu.« – Was lernt ein in seiner Geduld strapazierter Leser bei solcher Lektüre? Dass der Intellektuelle Seel einen der »Fehltritte« begangen hat, die »unvermeidlich, wenn auch nach Möglichkeit zu vermeiden sind«? Oder dass seine Traktate nur derjenige lesen sollte, dem – wie sagte Seel – »ein erhebliches Maß an Gelassenheit« zukommt?

Da auch den Lesern von »Der Intellektuelle als Yogi« ein erhebliches Maß an Gelassenheit zukommt – Strapazen sind sie ohnehin gewohnt, weil kaum etwas strapaziöser ist als Einrenkungsversuche an gedanklichen Verrenkungen –, kann es sich der Autor erlauben, ihre Geduld mit ihm und Seel noch für die Dauer weiterer Absätze zu strapazieren, so ist das halt among Peers oder unter Intellektuellen. – Wie es sich auch Dieter Thomä in seiner Rezension zu Seel erlaubt, nachdem er ihm »stilistische Brillanz« bescheinigt hat, »Verdross« zu bekunden und seine Abhandlung über Tugenden und Laster alles in allem ziemlich theoretisch zu finden, »weltlos«. Welch wahres Wort, möchte man sagen, so gelassen ausgesprochen: theoretisch und weltfern. Und auch wenn Thomäs Wort dies vielleicht nicht intendiert: das Verdikt über ein ganzes Genre. Das der Philosophieprofessoren, die mit ihrer Weisheit nicht an sich halten können und sich unter die Ratgeber mischen.

Weshalb ein Verdikt? Risiken und Nebenwirkungen keine. Natürlich nicht: weil überhaupt keine Wirkung. Festzustellen, dass alle diese Druckerzeugnisse mit zeitgenössisch aufbereiteter philosophischer Lebenskunst theoretisch und lebensfern sind, drückt die Sache diplomatisch aus. Dass nämlich der Effekt gleich Null ist, der praktische. Den zu bewirken Zweck

der Veranstaltung sei, wie alle behaupten. Philosophie wende sich der Praxis zu. Ein gutes Leben, ein schönes Leben, ein gelingendes Leben. Und so weiter. Bei Seel noch die »frivole Choreografie« seiner 111 Tugenden und Laster, »menschliche Vorzüge oder Nachteile, für die man wenigstens teilweise etwas kann«. – Ob auch diejenigen wenigstens zum Teil etwas dafür können, dass sie uns dieses diskursive Lebenskunstmenü servieren? Oder soll man sie für vollkommen durchgeknallt halten, dass sie uns das ganz und gar Unwahrscheinliche als das Allerwahrscheinlichste verkaufen? Dass der Theoriediskurs von Philosophieprofessoren aus der Welt auf einmal eine völlig andere macht? Oder weil es ja nur um die Alltagswelt von Bildungsbürgern geht: dass diese eine andere ist, sobald man ihr die volle Dröhnung lebenskunsttheoretischer Diskurse verpasst? Sapperlott, wo leben wir denn!

Oder sind wir hier anderswo unterwegs? Na freilich, in Diskursland, der Heimat der Intellektuellen. Da wir also unter uns sind, dürfen wir ruhig etwas Nachsicht walten lassen mit unsereinem. Philosophische Lebenskunst riete zu nichts anderem. Was sich stets zu unserer Entlastung vorbringen lässt: Die kontrafaktische Annahme, man könne vom Diskurs her die Welt aus den Angeln heben, um sie anschließend neu zusammenzusetzen, bildet den Kernbestand der genuin intellektuellen ›deformation professionelle‹. Was für intellektuell oder gedanklich minder verrenkungsgefährdete Mitmenschen auf der Hand liegt: ihr Alltagsleben baut sich nicht aus einem jeweils zuvor im Kopf zurechtgelegten Sortiment wohldurchdachter Gründe auf, sondern aus einem Konglomerat von Gewohnheiten und Schlendrian, welches in der Macht des Faktischen gründet – dies muss Intellektuellen berufshalber unannehmbar erscheinen, geradezu rufschädigend. – Spitzen wir die Sache nicht weiter zu. Wie wäre es mit dem Formelkompromiss: Ein Diskurs wirkt auf einen anderen Diskurs, Diskurse beeinflussen Diskurse, nicht die Praxis. Praktiken werden nur durch Praktiken verändert oder ersetzt. So mildert man den unschönen Affront ein wenig ab, der in der Feststellung liegt – siehe oben –, der Effekt der Lebenskunst sei gleich Null, der praktische. Diskursen eignet die Magie des Deutens, der Interpretation: Man kann mit ihnen die Dinge uminterpretieren, auch wenn sich nichts an ihrer äußeren Realität ändert. Anders als die meisten seiner Kollegen, die vollmundig den Lebenskunstdiskurs zum je individuellen Leben als einem guten, schönen, wahren, gerechten, tugendhaften, lasterhaften oder was sonst noch bedienen und geflissentlich verschweigen, dass was damit gewonnen wäre keineswegs ein ›gelungenes Leben‹, sondern bestenfalls die gelungene Umdeutung des alten, in seinen anscheinend veränderungsresistenten Routinen gleichge-

bliebenen wäre – anders als diese Schönredner und Gesundheitsbeter hat sich der Philosoph Franz Josef Wetz vor Jahren bereits zur Wahrhaftigkeit in der Sache emporgeschwungen. Und damit auch terminologisch die Wahrheit kenntlich werde von dieser Art Lebenskunst als einer »Kunst der Resignation« gesprochen. Deren Sinnbild für ihn jenes Glas verkörpert, von dem die einen betrübt feststellen, dass es halb leer ist, während die gekonnt Resignierten darauf bestehen, dass es in Wirklichkeit – in der diskursiven Wirklichkeit der Deutungsspielräume – halb voll ist.

Halb leer oder halb voll. Was aber, wenn wir es mit einem Glas oder einer Tasse zu tun haben, die weder halb leer noch halb voll ist, sondern randvoll, zum Überlaufen voll? Wie in jener Zengeschichte, die auch eine von Brechts Keunergeschichten sein könnte. Sie geht so: Ein Zenmeister empfing den Besuch eines Universitätsprofessors, der etwas über die Kunst des Zen erfahren wollte. Der Zenmeister servierte Tee. Er goss die Tasse seines Besuchers voll und hörte nicht auf weiterzugießen. Der Professor beobachtete das Überlaufen, bis er nicht mehr an sich halten konnte. »Es ist übertoll. Mehr geht nicht hinein!« – »So wie diese Tasse«, sagte der Meister, »sind auch Sie voll mit Ihren eigenen Meinungen und Spekulationen. Wie kann ich Ihnen Zen zeigen, bevor Sie Ihre Tasse geleert haben?«

De nobis fabula narratur. Der der Intellektuellen, doch aller andern auch. Alle sind gedanklich und diskursiv abgefüllt, zum Überlaufen voll. Und die Ratgeber in philosophischer Lebenskunst gießen fleißig nach. Nur dass sie keine Zenmeister sind, sondern Schlafwandler, die nichts merken. – Die Frage, die sich ebenfalls an alle richtet: Ist dieser Zustand mentaler Obstipation – Köpfe, in die nichts mehr hineingeht und aus denen darum auch schon lange nichts Brauchbares mehr herauskommt – etwas, »für das man wenigstens zum Teil etwas kann«? Um Seels geniale Formulierung nochmals zu bemühen. Die Antwort: Ja, dafür kann man etwas. Wie man auch fürs Gegenteil etwas kann, was uns hier natürlich noch mehr interessiert. Die Frage also: Wie sorgt man für entsprechende Entleerung? Nicht, indem man von der Theorie der Lebenskunst vermeintlich zu deren Praxis übergeht. Sie hat nämlich keine, ihre Praxis ist die Theorie, der Diskurs, so wie die Dinge heutzutage liegen.

Wie denn dann stattdessen? Indem man den Diskurs auf sich beruhen lässt. Und sich der einzigen Art von Praxis zuwendet, die in dieser Situation wirksame Abhilfe schafft. Die also, von der in »Der Intellektuelle als Yogi« dauernd die Rede ist. Weshalb sich der Autor ungern wiederholt. Und lediglich für die von zu viel Lebenskunstlektüre Indoktrinierten, Irgeleiteten, Eingelullten darauf hinweist: Exerzitium, Übung, Askese,

›zeitig in die Leere‹, ›mit dem Nichts verkehren‹, ›die Kunst stillzusitzen‹, Schweigen, Gewahrsein, Achtsamkeit – kommt alles nicht vor bei den Lebenskunstschreibern. Dem Buchhalter Seel sind es weder Tugenden noch Laster. Und vielleicht ist das sogar gut so. Diskurs ist das eine, Übung das andere. Mehr Diskurs bedeutet mehr Verstopfung. Das Exerzitium entleert, erleichtert, befreit. Darum beides, Diskurs und Exerzitium, erst einmal schön auseinanderhalten, klare Kante, klare Sache.

Diskurs ist Diskurs und es wird niemals Praxis daraus. »Er gelangt nicht«, bemängelt Dieter Thomä, Kleist zitierend, an Seels Tugend- und Lasterbuch, »bis zu jener besonderen ›Anstrengung‹, durch die man erst ›mit sich selbst bekannt gemacht‹ wird.« Das ist richtig. Was Thomä unterschlägt: *Kein* Theoriediskurs gelangt jemals »bis zu jener besonderen Anstrengung, durch die man erst mit sich selbst bekannt gemacht wird«. Jedenfalls was solches betrifft, bei dem es existenziell von Belang wäre, mit sich selbst bekannt zu werden. – Weder Thomä noch Seel dürften so wenig mit sich selbst und ihrem Diskursgeschäft bekannt sein, als dass sie dies nicht wüssten. Möglicherweise bedarf es für sie daher sogar einer besonderen Anstrengung, es ihrer Klientel gegenüber unerwähnt zu lassen. Um nicht spätestens hier die Fassung zu verlieren, dazu ist abermals ein erhebliches Maß an Gelassenheit erforderlich.

P. S. Für die Leser aktueller Titel zur philosophischen Lebenskunst folgt jetzt noch eine spezielle Übung. Lesen Sie die folgenden Auszüge aus Martin Seels Revuenummer 105 über »Aufmerksamkeit«. Und beantworten Sie sich nach der Lektüre die Frage: Was weiß ich nun über mein Aufmerksamkeitsverhalten (z.B. meine Reaktion auf die digitalen Aufmerksamkeitsräuber), das ich nicht vorher schon wusste? Vor allem aber: Habe ich etwas über mich erfahren, aufgrund dessen sich in Zukunft mein Aufmerksamkeitsverhalten praktisch ändert? – Aufgepasst, es geht los: »Nicht nur das Organ des Herzens gehorcht der Gegenbewegung von Diastole und Systole. Auch der menschliche Geist ist in seiner Lebensfähigkeit an Polaritäten dieser Art gebunden. Ohne Ablenkung keine Versenkung; ohne Müdigkeit keine Wachheit; ohne Verträumtheit keine Konzentration; ohne Routine keine Ekstase; ohne Zerstreutheit keine Aufmerksamkeit. [...] Dieser Grundspannung hat Benjamin in seinen *Denkbildern* eine schöne Betrachtung gewidmet. ›Die erste aller Eigenschaften, sagt Goethe, ist die Aufmerksamkeit. Sie teilt jedoch den Vorrang mit der Gewohnheit, die ihr vom ersten Tage an das Feld bestreitet. Alle Aufmerksamkeit muss in Gewohnheit münden, wenn sie den Menschen nicht sprengen soll, alle Gewohnheit von Aufmerksamkeit verstört werden, wenn sie den Menschen

nicht lähmen soll. Aufmerken und Gewöhnung, Anstoß nehmen und hinnehmen sind Wellenberg und Wellental im Meer der Seele.« – Die erste aller menschlichen Eigenschaften und also die wichtigste aller Tugenden, sagt Benjamin mit Goethe, ist die Aufmerksamkeit. Sie ist es, die aller Aufmerksamkeit wert ist, weil sie intellektuelle wie emotionale, individuelle wie soziale Sensibilität in unterschiedlichen Legierungen miteinander verbindet. [...] Auch sie bedarf eines Widerparts, wenn sie den Halt nicht verlieren soll. Sie bedarf des Rückhalts der Gewohnheit, die ihrer Wachheit das Feld ›bestreitet‹ und doch zugleich bereitet. Schließlich sind alle Tugenden in Gewohnheiten des Reagierens und Agierens verankert, ohne die unser Handeln jede – und erst recht jede zuvorkommende – Fassung verlieren müsste. [...] Dennoch ist Aufmerksamkeit auch eine besondere unter den Tugenden. Sie hält uns für vieles empfänglich. Sie lässt uns an diesem und jenem, wie Benjamin sagt, ›Anstoß nehmen‹. Ihr fällt auf, was ansonsten übersehen, sie stört sich daran, was ansonsten hingenommen wird. Sie stutzt und staunt darüber, was alles selbstverständlich gehalten wird. Aber es ist nichts Bestimmtes, worauf ihr Augenmerk gerichtet ist. Denn sie ist von sich aus nicht gerichtet. Sie ist es nur von Fall zu Fall [...].«

20

Straßenfußballer des Geistes

Als sie die Gottesposition für sich in Anspruch nahmen und sich für das Sprachrohr des Weltgeists hielten, waren Politik, Gesellschaft, soziale Gerechtigkeit, Emanzipation, Revolution, Geschichte und Utopie die großen Spekulationsobjekte, mit denen Intellektuelle am Markt reüssierten. Heute sind es Trostbüchlein und Handreichungen zur Lebenskunst. Mal ehrlich und unter uns gefragt: Ist das nicht ein bisschen deprimierend?

Einen »Straßenfußballer des Geistes« nennt Dennis Scheck, Literaturkritiker beim Deutschlandfunk, den bislang erfolgreichsten intellektuellen Tröster Deutschlands, Wilhelm Schmid. Der mit »Gelassenheit« die Sachbuchcharts stürmt. Den Ehrentitel »Straßenfußballer des Geistes« hat ihm Scheck, sagt er, für Sätze wie den folgenden verliehen: »Jede Erfahrung jedes Einzelnen ist aus der Sicht des Ganzen von Bedeutung.« – Falls der »Straßenfußballer des Geistes« jährlich vergeben wird, schlage ich für das nächste Mal Martin Seel vor für Sätze wie den folgenden: »So sehr die Gewohnheit den Menschen bis hin zu einem sozialen Tod lähmen kann, wenn nichts

mehr seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermag, so sehr kann die Aufmerksamkeit den Menschen sprengen, wenn das Verlangen, sich aber auch nichts entgehen und durchgehen zu lassen, ihn in den Wahnsinn treibt.«

Doch zurück zu Schmid. Seinem 10-Schritte-Programm der Gelassenheit, das im Unterschied zu dem der Anonymen Alkoholiker nicht mit der Trockenheit endet, sondern Schritt 10, dem Tod. Oder nein, weil ein Trostbüchlein bei aller Gelassenheit das doch nicht einfach so stehen lassen kann: »Gedanken über ein mögliches Leben nach dem Tod«, so ist es richtig, so lautet die Überschrift zu Schritt 10. Des Trostes halber setzt Schmid sich noch mit dem Tod konstruktiv auseinander. – Und bestätigt so den Befund, dass im Deuten und Umdeuten, also in gedanklichem Konstruieren, sich alles Können dieser Lebenskunst beweist. Oder wie Schmid selber sagt: »Letztlich kommt es nicht auf das Wissen an [...] sondern auf die *Deutung*, die jeder für sich selbst vornimmt, sei es auf der Basis von Plausibilität (was ihm einleuchtet) oder von Ästhetik (was ihm schön erscheint).«

Welche gedankliche Konstruktion des Todes oder netter gefragt: welche »Gedanken über ein mögliches Leben nach dem Tod« erscheinen Schmid schön und/oder plausibel und zu Trostzwecken geeignet? »Schon rein körperlich scheint es keinen wirklichen Tod zu geben: Alle Atome und Moleküle gehen früher oder später in andere Atom- und Molekülverbände über, nichts davon wird zu nichts.« Leben ist Energie und »zumindest für diese physikalischen Energien gilt der *Energieerhaltungssatz*, den Hermann von Helmholtz 1847 formulierte und der seither nicht widerlegt worden ist: Energien können in andere Energieformen umgewandelt, nicht jedoch vernichtet werden. Im Klartext heißt das: *Energie stirbt nicht*.« Und Seele vielleicht auch nicht, denn: »Ein anderes Wort für Energie könnte *Seele* sein, von der alle Kulturen außer der modernen immer schon angenommen haben, dass sie unsterblich sei.«

Also stellen wir uns das doch auch mal wieder vor. »Das ist der mögliche zehnte Schritt zur Gelassenheit: Das Leben zu öffnen zu einer unendlichen Dimension, die sich jenseits des endlichen Lebens auftut, sie sich zumindest vorzustellen.« Auch dies schon wieder tröstlich: wenn sich »die unendliche Dimension« nicht auftut, »sie sich zumindest vorzustellen« auch schon genügt als zehnter Gelassenheitsschritt. – Und genügen muss: weil, wo sowieso alles immer nur Vorstellung oder Deutung ist, »das Leben zu öffnen zu einer unendlichen Dimension, die sich jenseits des endlichen Lebens auftut«, gar nicht geht. Lebenskunst ist Lesekunst, nicht Lebekunst. Endloser Diskurs ist die »unendliche Dimension«, die sich den Lesern auftut.

Die dann beispielsweise lesen: »Der Tod ist das Tor zur Erfahrung von Transzendenz.« Ein Satz, wie geschaffen für ein Trostbüchlein. Und für

den mir als Peer der Intellektuelle Wilhelm Schmid, das muss jetzt gesagt sein, richtig leid tut. Wenigstens bei diesem Satz sollte für einen Intellektuellen, der auf Intellektualität hält, Schluss sein mit Gelassenheit. Zu behaupten – und ich mag nicht glauben, dass Schmid dies nicht weiß –, der Tod sei »ein Tor zur Erfahrung von Transzendenz«, ist allein deshalb Unfug, weil der Tod, der eigene, kein Ereignis des Lebens ist. Erfahrungen macht einer im Leben und als Lebender. – Womit ein dem Schmidischen analoger Satz über Transzendenz Erfahrung überhaupt nur als sinnvoller Satz in Frage käme, wenn er denn lauten würde: *das Leben* ist ein Tor zur Erfahrung von Transzendenz.

Ist es das? Für diejenigen offenkundig nicht, die das »spirituelle Vakuum« ihres Lebens – man darf es ruhig einmal so nennen – mit Schmid's Tröstungen und anderer Lebenskunstlektüre ausfüllen. Gäbe es für sie eine Alternative dazu, diese Leere diskursiv zu füllen, mit Vorstellungen und Deutungen, »Gedanken über ein mögliches Leben nach dem Tod« und andere Verstandeskonstrukte? Die Alternative also, Leben nicht als spirituelles Vakuum zu erleben, sondern tatsächlich als ein Tor zur Erfahrung von Transzendenz? – Es gäbe sie: Gelassen die Leere Leere sein lassen. Sie nicht diskursiv zukleistern. Sondern eine Erfahrung mit der Leere machen, indem man sich ihr *methodisch* aussetzt. Als Übung, als Exerzitium.

Als Exerzitium, als Übung der Leere. Die Übung: einmal nicht denken, nur atmen. Dann wird aus dieser Erfahrung mit der Leere eine Erfahrung mit dem Geist. Einem Geist, dessen Turbulenzen sich allmählich legen. Nur atmend, einmal nicht denkend, erfährt er sich als ein friedlicher Geist, selbstvergessen, allverbunden. Ein Geist, in dessen gesammelter Aufmerksamkeit sich die Leere in die Fülle des Gegenwärtigen verwandelt. Des ein- und ausatmenden Lebens als dem Tor zur Erfahrung von Transzendenz.

Dies hieße es also konkret: die Leere aushalten und in ihr mit dem Geist eine Erfahrung machen. Anstatt diese Leere – und mit ihr das Tor zur Erfahrung von Transzendenz – mit »Gedanken über ein mögliches Leben nach dem Tod« und anderen tröstlichen Vorstellungen zuzumüllen. Wie Wilhelm Schmid. Oder wie Martin Seel mit Betrachtungen über »Aufmerksamkeit«, die »Gegenbewegung von Diastole und Systole« und »Polaritäten dieser Art«.

Nicht »dieser Art« Betrachtungen anstellen: sich auf *eine Erfahrung* einlassen – wenn dies eine Alternative wäre für die Leserinnen und Leser der zeitgenössischen Lebenskunstbreviere, wäre es für deren Verfasser dann nicht auch eine Alternative, für die Intellektuellen also? Die zwar nie wieder Dolmetscher des Weltgeists sein werden, aber deswegen nicht »Stra-

ßenfußballer des Geistes« bleiben müssten? So ist es. – Herr Keuner, der Denkende, würde vermutlich sagen: Intellektuelle, da sie doch die Denker sind, müssten eigentlich schon viel früher als andere auf den Trichter kommen, den mit der Leere. Dass man die Leere, anstatt sie zuzutexten oder vor ihr wegzulaufen, geradezu systematisch aufsuchen muss. Aus Straßenfußballern des Geistes mauserten sich Intellektuelle dann zu beispielhaft Geistesgegenwärtigen. Ein sehr brauchbarer mentaler Haltungsfortschritt bei den jetzigen Aufmerksamkeitsanforderungen, so Keuner, diese Geistesgegenwart, beispielhaft eben.

21

Haarsträubende Alternativen

Von dem Kulturwissenschaften in Stanford lehrenden Robert P. Harrison konnte man im Frühsommer 2014 in der FAZ lesen: »Ich habe Teenager, gestern noch überschwänglich, eloquent, interaktiv, vor Persönlichkeit strotzend, nach 3 Monaten Smartphone oder I-Pad-Besitz zu aphasischen Zombies werden sehen. Der junge Wein stirbt noch an der Rebe und Dionysos, der telurische Gott der Ekstase, ist nirgends in Sicht.« Dionysos und Pubertierende? Wein- und Wodkaseligkeit die Alternative zu Internet- und I-Phone-Sucht? Oder doch bloß eine torkelnde Metapher?

Die alternative oder Exitstrategie, die der koreanischstämmige Meisterdenker Byung Chul Han vorschlägt, lässt nicht minder die Haare zu Berge stehen. Denn er rät dem staunenden Leser, sich zum Idioten zu machen: »Angesichts des Kommunikations- und Konformitätszwangs stellt der Idiotismus eine Praxis der Freiheit dar. Der Idiot ist seinem Wesen nach der Unverbundene, der Nicht-Vernetzte, der Nicht-Informierte. Er bewohnt das unvordenkliche Draußen, das sich jeder Kommunikation und Vernetzung entzieht.« – Mit diesem Ratschlag – nachzulesen in »Psychopolitik: Neoliberalismus und die neuen Machttechniken«, x-tem Druckerzeugnis seiner chicen Theorieproduktion in Serie – schaffte es Han im Sommer 2014 auf die Spiegel-Bestsellerliste. Da Intellektuellengeschwätz notorisch folgenlos bleibt, muss einen das nicht weiter beunruhigen. Das gesellschaftliche Gesamtaufkommen an Idiotie wird darob noch nicht zunehmen. Außerdem hat Han seinen Idioten bei Botho Strauß geklaut, wie sich weiter unten herausstellen wird.

Noch einmal eine andere Alternative deutet der Philosoph François L'Yvonnet an, ein gelehriger Schüler des mittlerweile ins Totenreich der

Denker eingegangenen Jean Baudrillard. Diesmal endlich eine Exitstrategie, die ihren Namen verdient, obgleich man dazu das ›Exit‹ leider allzu wörtlich nehmen muss. Baudrillard ist bekanntlich, um dies vorwegzuschicken, der Aufdecker des »perfekten Verbrechens« alias totale Simulation, welche die Realität zum Verschwinden bringt, ohne dass es jemand merkt. Um dann an die Stelle der Realität die total simulierte Wirklichkeit zu setzen, womit wir »wahrscheinlich verloren« sind. Fest stehe jedenfalls, so nun Baudrillards Sprachrohr François L'Yvonnet, dass die gegenwärtige Moderne »über die virtuellen Welten alles simultativ integrieren« könne, bis, ja, bis »auf den Tod«. Das einzige »gegnerische Prinzip« der Simulationsgesellschaft des 21. Jahrhunderts sei deshalb der Tod. Jetzt allerdings gerade kein simulierter, sondern der reale, der eigene Tod und der Tod der Anderen. Er allein gebe dem Menschen »unwiderruflich« die Realität zurück. Falls der so eine »Realität« dann überhaupt noch haben möchte – wie man als ohne diese Realität immer noch besser dastehender Simulant einzuwenden geneigt ist. Immerhin bringt François L'Yvonnet den Simulanten oder Simulierten gegenüber so viel Zartgefühl auf, sich nicht zu einem Plädoyer für den Freitod hinreißen zu lassen. Was aber den Sexappeal dieser intellektuellen Expertise auch nicht mehr rettet.

P.S. Im Übrigen ließ L'Yvonnet (im SWR2-Wissensfeature vom 06.06.2014) seinen Mentor aus dem Jenseits noch einmal draufsatteln: »An genau diesem Punkt denkt Baudrillard, dass der Terrorismus gegenüber der Simulationsgesellschaft heute die einzig mögliche Provokation ist ...« Sodass es auch deswegen nichts würde mit der Exitstrategie. Denn will man nicht zum Terroristen werden, was auch Baudrillard nicht hat werden wollen, hat man gar keine andere Wahl: immer weiter ›mitsimulieren‹ – so lange, bis einen der Tod »unwiderruflich« in die Realität zurückholt. Einschließlich der Intellektuellen, was fast schon wieder tröstlich ist.

22

›Radical Chic‹ oder die aktuelle Schwundstufe intellektueller Radikalität

»Wenn wir Intellektuelle nicht irgendwann aufhören zu tricksen, werden wir zwar immer wendiger, aber gleichzeitig auch totenstarr. Wir müssen uns klar machen, dass es um etwas Größeres gehen muss als bloß um das Gequatsche über das nächste Buch.« Schreibt der intellektuelle Ober-

trickser Dietmar Dath in einem Beitrag zur FAZ-Literaturdebatte 2014 (die Maxim Biller vom Zaun gebrochen hatte). Dath – soziologisch nennt er die »Kinder der Suhrkampfkultur« und »Enkel von halbwegs umerzogenen Nazisoldaten« seine »Klassenangehörigen« – hält sich selber für wendig, ohne »totenstarr« zu sein. Ist er auch nicht, nur ein wenig kalt oder gefühlstaub, so wie seine Politschreiber an gewissen Stellen. Und das liegt nicht allein daran, dass für ihn seit Jahren »Maschinenwinter« herrscht, doch dazu gleich noch ein Wort. Ihm geht vor allem – noch halbwegs verständlich – die parteiübergreifende Selbstgerechtigkeit der Demokraten auf die Nerven. Aber darum publizistisch einen auf Kommunismus zu machen und im Feuilleton den Gutmenschen-Schreck zu geben, ist ebenso abstoßend wie ignorant. Das Kommunismus-Gequatsche des in bundesdeutschem Wohlstandsspeck gebetteten Intellektuellen Dietmar Dath ist – »objektiv«, würde der kommunistische Parteijargon von einst präzisionshalber hinzugesetzt haben – eine Verhöhnung der zig Millionen von Kommunistenhand auf ihrem Utopie-Altar Geopferten.

Für Dath spielt das – so oder so, subjektiv wie objektiv – anscheinend keine Rolle. Weiß dieser Schlauling doch, dass »nur Epochen, die sich bestimmte Irrtümer erlauben, auch bestimmte Wahrheiten finden können«. Was schickes Theoriedesign »von links« an »sozial Fortschrittlichem« so alles in petto hat, das hat Dath gemeinsam mit einer Souffleuse aus den harten Naturwissenschaften, der Chemikerin und Koautorin Genossin Barbara Kirchner, 2012 in dem Pamphlet »Der Implex« auf 880 Seiten für strapazierfähige Leser ausgebreitet. Frischauf denn, Mut zum »Größeren« und seinem irrturnsanfälligen Fortschritt! *Trial and error* nennen die Angelsachsen es oder auf gut deutsch: wo fortschrittlich gehobelt wird, da fallen Späne. Was, zugegeben, nicht selten auch auf den Fortschritt unter demokratischem Vorzeichen zutrifft, die Sache mit der »Dialektik des Fortschritts« jedoch nicht besser macht. Man müsste sich zuvor das intellektuelle Langzeitgedächtnis amputieren, um an Daths bei den Philosophen des Siècle de Lumières Anlauf nehmender »Aufklärung« über das Wesen der kapitalistischen Demokratie mit ihrer »Fortschrittsverhinderung« etwas originell zu finden. Originalität besitzt in dieser Hinsicht allenfalls ein bereits 1947 erschienener und also nicht von Dietmar Dath stammender Text: Maurice Merleau-Pontys Essay »Humanismus und Terror«, der gegen Arthur Koestlers »Der Yogi und der Kommissar« argumentiert und polemisiert. Wenn bei Merleau-Ponty von einer seitens der liberalen Demokratien, einem »Heuchlerkonsortium« in seinen Augen, angezettelten »Weltverschwörung« gegen die UdSSR die Rede ist, handelt es sich sozu-

sagen um das zu jener Zeit noch nicht vollständig oder blutig genug durch die Geschichte widerlegte ›Original‹ zu Daths Nachgeplapper über einen Lenin und Konsorten ›von außen aufgezwungenen Abwehrterror‹.

Jörg Später, der in der SZ vom 24.03.2012 Daths und Kirchners »Implex« rezensierte und sich das Buch auch unter dem Titel »Wie wir doch noch den Kommunismus retten können« gut hätte vorstellen können, würde die »lustvolle intellektuelle Spielerei« noch mehr genossen haben, wären auch die Gewalttaten der kommunistischen Geschichte ein bisschen beleuchtet worden. Zuviel verlangt! Was der Rezensent übersieht oder worüber er geflissentlich hinwegsieht: Der »Implex« ist ein Simplex und zwar ein ›systemimmanent‹ unverbesserlicher. Was ebenso von »Maschinenwinter« gilt, Daths vorheriger Kreation in schicker Politprosa. Um die abhängig und prekär gehaltenen Massen in egalitär gleichberechtigte Nutznießer der Segnungen des technologischen Fortschritts zu verwandeln, müssten die Maschinen aus ihrer kapitalistischen Winterstarre (hervorgerufen durch das Privateigentum an den Produktionsmitteln) befreit werden, selbstverständlich mittels Revolution und einer demokratisch-zentralistischen Avantgardepartei. Wie naiv technophil muss einer sein, dass er sich selbst die Science-Fiction-Mär von der sozialneutralen und herrschaftsfreien Technik in die Tasche lügt? Oder sollte man fragen: Für wie schafsköpfig hält der Intellektuelle Dietmar Dath seine Leserschaft, dass er ihr diesen Bären glaubt aufbinden zu können?

Menschliches Bewusstsein mit seiner ›Triebnatur‹ gleicht weder einer trivialen Maschine noch ist es ein harmloser Denkapparat, den ein durchgeknallter Intellektueller im reflexiven und diskursiven Modus, durch ideologisch korrekte Beeinflussung oder intellektuelle Einsichtstherapie, mal eben auf »sozialen Fortschritt« oder echten Humanismus umprogrammiert. Weshalb ihm, dem unwilligen oder lahmen Bewusstsein, die originären Leninisten mit nicht diskursivem Terror meinten auf die Sprünge helfen zu müssen.

Als junger Marxist leuchtete mir einst besonders ein, was der ebenfalls junge Marx, jener der humanistisch imprägnierten Frühschriften, über intellektuelle Radikalität festgehalten hat: Radikal sein heiße, bis zur Wurzel einer Sache vorzudringen, die Wurzel für den Menschen aber sei der Mensch selbst. Und die Wurzel des menschlichen Selbst, könnte ich heute hinzusetzen, liegt in seinem Bewusstsein, das natürlich an den Leib gebunden ist. Genauer: in der Art und Weise, in der ich mich bewusst auf mein Bewusstsein beziehe, mit Freud gesprochen einen »Rapport« herstelle. Aber gerade nicht in einem nur psychoanalytischen Sinne, vielmehr einem *yogisch üben*den.

Verbaler Ausnahmezustand oder der faule Wortzauber des Magisters Agamben

Der Philosoph und ›Philolog‹ Magister Agamben spricht fließend Latein, ›heideggert‹ wie Heidegger nicht geheideggert hat und kann überdies schauspielern. In Pasolinis »Il vangelo secondo Matteo« von 1964 spielte er den Apostel Philippus. Neben seiner Theorie-Performance mit ein Grund dafür, dass die Theatermänner René Pollesch und Carl Hegemann und überhaupt alle vom Ensemble der Berliner Volksbühne am Höhepunkt der Nullerjahre ganz verrückt nach ihm gewesen sind. – Frage: Was kommt heraus, wenn ein Schauspieler sich als Intellektueller betätigt, ohne die Schauspielerei zu lassen? Richtig: Bluff!

Immer ruhig Blut, es wird hier nicht geblufft, den Beweis meiner Behauptung trete ich gleich an. Und mein Gott! Den Agamben – international jahrelang der Mann in der intellektuellen Poleposition – haut ein Kritikerurteil doch nicht um. Der hat ganz anderes überstanden. Unlängst z.B. das »Jüngste Gericht«. Und wir mit ihm, erfreulicherweise, lässt er uns wissen. Seitdem lebt es sich »nackt« ganz ungeniert – »quod libet«, sagt der Lateiner – in der »kommenden Gemeinschaft«. – Doch ehe es zuviel wird und, wie so oft bei ihm, ziemlich verschwommen, verweile ich einen Moment bei seinem Jüngsten Gerücht, nein Gericht natürlich.

»Der Mensch befindet sich bereits im Jüngsten Gericht. Das Jüngste Gericht ist seine normale historische Bedingung. Und lediglich seine Angst, sich ihm zu stellen, bringt ihn dazu, sich einzubilden, dass es erst noch kommen werde.« Was aber folgt aus der ›Frohen Botschaft‹ Agambens für die Leser oder Hörer, sofern sie ihr denn folgen möchten? Dass sie, um sich der von Agamben verkündeten Wahrheit endlich »zu stellen«, sich der ›Einbildung‹, das Jüngste Gericht werde erst noch kommen, entschlagen und stattdessen vorstellen müssen, dass es sich um ihre »normale historische Bedingung« handelt? Was ja wohl auf eine erneute Einbildung hinausliefe. Denn wo, in der dünnen Luft derartiger Abstraktionshöhen, weder empirische noch logische Beweisgründe greifbar sind, bleibt dann nur mehr die Einbildung. Die dazu noch eine vorsätzliche wäre, also mentale Manipulation bzw. Selbstmanipulation.

Wenn Intellektuelle Unsinn verzapfen, so meistens nicht *reinen* Unsinn, sondern unreinen, ergo mit Sinn vermischten Unsinn. Andernfalls wären sie Scharlatane, sind sie aber nicht. Und so verbirgt sich auch in Agambens Unsinnrede oder, wem es lieber ist, seinem unverständlichen

Gerede von einem je schon statthabenden Jüngsten Gericht ein Gran Sinn. Der steckt in einer Idee von Walter Benjamin, die Agamben in seinem Buch über den Apostel Paulus »Die Zeit, die bleibt«, wo das mit dem Jüngsten Gericht in Extenso verhandelt wird, motivisch aufgreift. »Mein Kommentar zu den ›Römerbriefen‹ bedeutet mir vielleicht am meisten, ist aber ein wenig im Schatten verblieben«. Der Gedanke Benjamins, um den es dabei geht, dass »jeder Augenblick« gleichsam »die kleine Tür« sei, »durch die der Messias eintreten kann« – dieses Bild, das ebenfalls weder irgendein Ontologisches noch etwas Logisches vorstellt, gibt sich im Unterschied zu Agambens Gerede vom Jüngsten Gericht deutlich genug als das *tertium datur*, das »performative Dritte« eines Winks zu erkennen, als Fingerzeig in Richtung eines *Nichtdiskursiven*. Dessen konkrete Vollzugsgestalt sollte jedoch auch bei Benjamin, der noch immer verzweifelt auf den säkularen Messias der proletarischen Revolution hoffte, enigmatisch bleiben, nach der *praktischen* Seite hin ein Rätsel.

»Messianische Zeit«, so eine von Agambens sinistren Benjamin-Erläuterungen, »ist nicht ein weiterer, den anderen Tagen äquivalenter Tag. Er ist vielmehr der innere Bruch in der Zeit, durch den man, um Haaresbreite, die Zeit ergreifen und sie vollenden kann.« *Diskursiv*, in der dem Theoriesprachlichen eigenen Abstraktion, ist das keine unsinnige Explikation zu Benjamins Begriff des Messianischen. Expliziert doch Agambens Ausführung, indem sie das Metaphorische, Benjamins Bildlichkeit, preisgibt und durch die theoretische Abstraktion ersetzt, gerade das Messianische im Sinne einer Aufforderung zum Handeln, zur *Praxis*. In *praktischer* Hinsicht aber hat man es mit sinnlosem Wortgestöber zu tun; denn die vermeintliche »Praxisformel« – »die Zeit ergreifen und vollenden« – stellt sich als pure Suggestion heraus, weil man bei Agamben nach dem »Wie« dieses Praktischwerdens vergeblich Ausschau hält.

Was hier »ergriffen« wird, sind stets Worte und abermals Worte. Mit denen Agamben Benjamins Bild des Messianischen, ein in seiner Einfachheit und Lakonie wirklich starkes Bild, komplett zumüllt.

»Das Messianische bezeichnet bei Agamben die spezifische Zeitstruktur einer gleichzeitigen Unterbrechung und Vollendung« springt Eva Geulen, Verfasserin einer Agamben-Monographie, unserem Maitre Penseur bei. Was in der schnöden Abstraktion wiederum nicht falsch ist; fürs *Praktische* freilich, von dessen Möglichkeit und Vollzug aller Sinn in dieser Angelegenheit abhängt, ebenso unergiebig oder nichtssagend wie das von Agamben selbst ausgeführte. Leerformeln ausnahmslos. – Apropos *Ausnahme*: Für Agamben bedeutet die Ankunft des Messias den »Eintritt des wirklichen Ausnahme-

zustands«. Sprich des Ausnahmezustands von all jenen Ausnahmezuständen, die Agamben so zahlreich allerorten zu entdecken glaubt und die sich inzwischen zu einer Art globalem Ausnahmezustand verdichtet hätten, von welchem selbst Demokratien nicht länger als Ausnahmen mehr ausgenommen seien. Von eben diesem ubiquitären Ausnahmezustand soll schließlich der als messianische »Unterbrechung und Vollendung« wortgewaltig beschworene »wirkliche Ausnahmezustand« sozusagen ausnehmen. Welch letzterer – »wirklicher Ausnahmezustand« – begrifflich sich abermals einer Benjamin-Anleihe (aus dessen »Thesen über den Begriff der Geschichte«) verdankt. Und an dem der wirklich interessante, der alles entscheidende Gesichtspunkt, der nämlich einer konkreten »messianischen« *Praktik* – niemand anderem als der Obhut des Einzelnen anheimgegeben, dem empirischen Individuum – auch diesmal wieder durch sprachlichen Nebel zum Verschwinden gebracht wird. Agambens eigener ›Zustand‹ gestattet ihm ohne Ausnahme »wirklich« nur den einen Ausnahmezustand: den verbalen.

Wie wäre es mit einer weiteren Kostprobe? Wir können es uns jetzt ohne Risiken und Nebenwirkungen erlauben: Meister Agamben wurde unter Hinweis auf seinen Zustand – den eines im Diskursiven eingemauerten Intellektuellen – vorläufig Absolution erteilt. Und unsererseits sind wir außer Gefahr, seinem Wortzauber auf den Leim zu gehen. Ergreifen wir also, eine andere Übung steht augenblicklich nicht an, die Gelegenheit zum Lach- oder sagen wir Schmunzel-Yoga. Die Parole heißt weiterhin »Unterbrechung und Vollendung«, ›transformationsgrammatisch‹ nun in das Wort »Untätigkeit« überführt: »Untätigkeit heißt nicht Trägheit, sondern *katargesis* – sie ist eine Tätigkeit, in der das *Wie* das *Was* vollkommen ersetzt hat, in der das formlose Leben und die unbelebte Form in einer *Lebensform* zusammenfallen. Die Arbeit dieses Buches bestand in der Ausstellung dieser Untätigkeit.« (Mit »diesem Buch« meint Agamben sein Merve-Bändchen »Die kommende Gemeinschaft«; denn als intellektueller Überflieger interessieren ihn nicht – das wäre falsche Bescheidenheit – die ›kommenden Intellektuellen‹, ihn interessiert ausnahmslos das ›kommende Ganze‹, welches wiederum gleich nach Heidegger kommt, der den Deutschen bereits lange vor Agamben mit einem »kommenden Gott« gekommen ist.)

P. S. Auch im Netz kann man Agambens Predigten folgen. Und mitverfolgen, wie die Gemeinde andächtig lauscht. Man gewinnt den Eindruck: Wenn Agamben vom Messias redet, spricht er immer auch von sich. Einen dieser Auftritte beschließt er mit den Worten: »Der Messias kommt wegen unserer Wünsche. Er trennt sie von den Bildern, um sie zu erfüllen. Oder eher, um zu zeigen, dass sie schon erfüllt sind. Was wir uns eingebildet

haben, haben wir schon bekommen. Unerfüllt bleiben die Bilder des Erfüllens. Aus den erfüllten Wünschen baut er die Hölle, aus den unerfüllbaren Bildern den Limbus. Und aus dem eingebildeten Wunsch, dem reinen Wort, baut er die Seligkeit des Paradieses.« (Lebhafter Applaus).

Es reizt mich als kleinen Kommentar zu Agambens »aus dem reinen Wort baut er die Seligkeit des Paradieses« eine »mephistophelische« Beobachtung des intellektuellen Durchblickers Boris Groys anzuhängen. Sie ist auf die »teuflische Versuchung« der Schriftsteller und Künstler zu Zeiten Stalins gemünzt. Kann jedoch auch unter Bedingungen »banaler Boshaftigkeit« als Versuchung für Intellektuelle mit ausgeprägt narzisstischer Bedürftigkeit und Instinkt für Strategien zur Erringung von Diskursmacht gelesen werden. »Denn was ist der Schriftsteller, vor allem im Sinne des Meisters, im Sinne Bulgakows? Er ist ein Verschwörer gegen die Sprache. Die Sprache ist zunächst einmal ein kollektives Gut. Die Menschen glauben, die Sprache gemeinsam zu besitzen, einander zu verstehen. Die Sprache scheint transparent zu sein. Die Sprache gilt erst einmal als Ort der Demokratie. Der Schriftsteller aber startet eine Verschwörung gegen die Sprache, um sie als Herrscher, als Meister in seinen individuellen Besitz zu nehmen. Er beginnt nämlich, die Sprache dahingehend zu verändern, dass sie doppelsinnig und doppelbödig wird. Durch seine künstlerische Verschwörung, durch sein eigenes Schreiben bekommt jedes Wort der Sprache eine andere Bedeutung. [...] Durch diese [...] Verschwörung gegen die allgemeine Transparenz der Sprache wird der Schriftsteller zum Meister, zum heimlichen Herrscher über die unterirdischen, verschwörerischen Kräfte und Bedeutungen der Sprache, über ihre Doppelsinnigkeit, und damit geistesverwandt mit dem politischen Herrscher ...« (Boris Groys über Bulgakows »schreibstrategische« Hintergedanken bei der Abfassung von »Der Meister und Margarita«; in: »Einbruch der Realität – Politik und Verbrechen«, Hg. Carl Hegemann, Berlin 2002, S. 37 f.)

24

Endlich DAS Vorbild für Untätigkeit: Bartleby beeindruckt Intellektuelle

Ob Žižek, Hahn oder Agamben, es fällt ihnen allen etwas ein zu Melvilles Bartleby. Dem Schreiber, der aus seiner Vorliebe für gekonnte Untätigkeit – einer besonderen Fähigkeit mehr noch zum Unvermögen, zur »Impotenz«,

als zur »Potenz« oder dem Vermögen des Schreibens (wie Agamben erläutern würde), das berühmt-berüchtigte »I would prefer not to« – tödlichen Ernst macht. Bleiben wir also noch einen Augenblick bei Agamben und unserer Schmunzel-Yoga-Übung. – Agamben nimmt Bartleby den »armen Tropf« einfach nicht ab. Er durchschaut diesen Simulanten und erkennt in ihm messerscharf »jenen Schreiber, der nicht einfach aufhört zu schreiben« – weil er *lieber nicht* schreibt –, sondern, der Kerl ist dermaßen gerissen, sehr wohl schreibt, indem er schreibend nicht schreibt: »... er schreibt nichts anderes als seine Potenz, nicht zu schreiben«. Agamben hat mit Bartleby endlich die sich selbst schreibende »Schreibtafel« entdeckt: die »schreibt von selbst oder besser, sie schreibt ihre eigene Passivität«.

»Ihre eigene Passivität«, dass die mal keiner anrührt! Bartleby oder die famose »Untätigkeit der selbstschreibenden Schreibtafel«: Agambens Persilschein für die Intellektuellen, unbeeindruckt weiter zu machen wie eh und je. – »Unterbrechung«? »... die Zeit ergreifen«? Auch nur für Minuten? Jene Augenblicke eines geöffneten Türspalts, wo der Messias eintreten könnte. *Möge dieser Kelch an ihnen vorübergehen!*

»Der vollkommene Schreibakt geht nicht aus dem Vermögen zu schreiben hervor, sondern aus einem Vermögen, das sich auf sich selbst richtet und so als ein reiner Akt zu sich kommt.« – Die sicherste Garantie für einen Intellektuellen, dass er niemals zu sich kommt, ist zweifelsohne Schwafeln ohne Punkt und Komma. Jagen wir also gleich noch eine Salve Lach-Yoga hinterher: »Bartleby der Schreiber, der als Schriftkundiger aufgehört hat zu schreiben, ist die extreme Gestalt des Nichts, aus dem die gesamte Schöpfung hervorgeht und zugleich die unerbittlichste Einforderung dieses Nichts in seiner reinen und absoluten Möglichkeit. Der Schreiber ist zur Schreibtafel geworden. Er verharrt im Abgrund der Möglichkeit und scheint nicht die mindeste Absicht zu haben, aus ihm herauszukommen.«

25

Nußdorfer Sezession

»Der größte Kritiker der Elche ...« oder »wie man als Narzisst Narzissten attackiert« hätte Walser seine Sezession vom Intellektuellenmilieu betiteln sollen statt dröge intellektualistisch »Über Rechtfertigung, eine Versuchung«. Er hat sich aber für die Mystifikation entschieden. Eingesponnen wird die intellektuelle Absetzbewegung in den theologischen Radikalis-

mus von Karl Barths »Römerbrief«-Kommentar, einem über 600 Buchseiten durchgehaltenen Ostinato gegen religiöse Gemütlichkeit. Wie Walser sie in seinem vorigen Buch, dem Roman »Muttersohn« – »Glauben heißt die Welt schöner sehen wie sie in Wirklichkeit ist« –, noch selber zelebriert hat. Aus Barths theologischer Schwarte bezieht Walser die Munition, mit der er in seiner »Rechtfertigungsversuchung« auf Gott sei Dank nur noch 100 Seiten die Intellektuellen unter Beschuss nimmt. Die Intellektuellen, die keine Gottesposition mehr rechtfertigt, die sich selber aber noch immer mit ihrem gesellschaftlichen und politischen Engagement für Gerechtigkeit rechtfertigen. Während in Wahrheit alles bei ihnen sich um Selbstgerechtigkeit drehe.

Jemand bestimmten, den Walser im Auge hat? Eingeschossen bei der Kampagne zum Buch hat er sich namentlich auf Jean Ziegler und Joachim Gauck. Beleg dafür, dass es sich bei Walsers Text um eine im Kern weltliche Polemik handelt und nicht um eine theologische, wie das von Barth entlehnte religiös-theologische Sprachspiel glauben machen könnte. In Gauck und Ziegler erblickt Walser zwei sich ganz und gar gerechtfertigt Wähnende, gerechtfertigt durch ihren unermüdlichen Einsatz für das Gute in der Welt. Der es schlecht geht und von der Intellektuelle wie Gauck und Ziegler wissen, wie man sie besser macht. Für Walsers Geschmack bersten sie schier vor Selbstgerechtigkeit. Ihn empört besonders, wie sich Jean Ziegler – jemand hatte eine Vortragseinladung an ihn zurückgezogen, ihn quasi ausgeladen – als das Opfer einer Kungelei zwischen Wirtschaftsunternehmen und Medien in Pose setzt. Ziegler könne die angebliche Verschwörung gegen ihn mit nichts beweisen. Überhaupt sei es intellektuelle Eitelkeit pur, wie sich Ziegler den Richter über »die kannibalische Weltordnung des globalen Kapitalismus«, so dessen Worte, anmaße. – Da lobt sich Walser seinen Barth: Schluss mit der eitlen Besserwisserei, intellektueller Rechthaberei, dem Sich-rühmen als der moralisch Überlegene. Ihm, Walser, gefiele es, als ein Barth gemäß Ungerechtfertigter gerühmt zu werden. Einer, der es ohne das Ruhekissen unseres guten Gewissens aushält. Anders als die sich stets auf der moralischen Habenseite dünkenden Linksin intellektuellen und anders auch als der Schlossherr von Bellevue mit seinen christlich-protestantisch gefärbten Sonntagsreden.

Vielmehr Barths Römerbrief-Kommentar entsprechend: »Menschenreich ist nie Gottesreich. Niemand ist ausgenommen, niemand entlastet, niemand entschuldigt. [...] Du entledigst dich, unter dem Vorwand deiner Einsichten und Ausblicke, der Last der Welt – und eben deshalb liegt sie schwerer auf dir als auf jedem andern.« Oder bündiger noch bei Pau-

lus selbst: »Denn indem du über den andern urteilst, verurteilst du dich selbst ...« – Und also Walser, jetzt demütig und vorbildlich zerknirscht: »Da der Aufstand des Gewissens, dort die Freiheit als Verantwortung. Ob der heftige Ziegler oder der edel rasonierende Gauck, bei beiden spüre ich unsere Armut, meine Armut, die Armut dessen, der sich gerechtfertigt fühlen muss und deshalb verhungernde Kinder anführt oder aus der Kunst ein zitierbares Allheilmittel macht.«

Und warum eröffnet Walser diesen Nebenkriegsschauplatz mit seiner Attacke auf den Narzissmus? Den es zweifelsohne gibt unter Intellektuellen, der aber nicht die Ursache ihrer Misere ist, der Krise ihrer gesellschaftlichen Positionierung. Um sich von ihnen abzusetzen, diesen Selbstgerechten und Selbstgefälligen und Selbstverliebten. Und zwar seinerseits aus narzisstischem Bedürfnis, der Selbstliebe des Intellektuellen und Großschriftstellers. Keinen Tag länger möchte sich der Hochbetagte dem im Intellektuellenmilieu herrschenden »Reizklima des Rechthabermüßens« aussetzen. Diesem säkularen Wurmfortsatz jener religiösen Rechtfertigungssuche, die doch – wiederum Barth nachgesprochen – von uns als dem vor Gott »Angeklagten« den Sprung in den Abgrund verlange. In den Walser bereits einen Blick hat werfen dürfen anlässlich des »Tötungsversuchs« durch den Häuptling der »Heruntermacher«, durch den spektakulären Verriss Reich-Ranickis 1976 – dank der intellektuellen Kritiker also, dieser selbsternannten Herren über Verweigerung, Gewährung und Entzug literarischen Gerechtfertigtseins, die den armen Walser schon ein Leben lang gepiesackt haben.

Bevor wir ihn aber nun auf die Analytikercouch legen und ihm seinen Rechtfertigungspleen wegtherapieren oder denselben mit einem biographischen Trauma entschuldigen, wollen wir hier doch einmal ganz objektiv einen Tatbestand festhalten. Was ist Walsers Rechtfertigungsversuch in der Sache anderes als: die Rückkehr des Tragischen und der Härte auf der materiellen Wirklichkeitsebene *mental gespiegelt als intellektuelle Einstellung*, als »Verhalten der Kälte« der Welt gegenüber auch auf ideeller Ebene. – Der Welt geht es schlecht, würde auch Walser sagen. Und, sagt er: »Ich gestehe also, dass ich mich nicht mehr berühren lasse von dem, was der Welt gerade am meisten weh tut.« Der Welt mag es schlecht gehen, aber vielleicht hat sie es nicht anders verdient. Für den rechtfertigungstheologisch sich auf das eigene Heil konzentrierten Walser jedenfalls steht programmatisch fest: *Die Religion und ihre Klassiker wie einen Roman lesen*, sagt Walser, *heißt die Welt so sehen, wie sie in ihrer ganzen Härte, Willkür und gefühlten Ungerechtigkeit den Menschen früherer Zeiten stets und unabänderlich erschienen*

ist. Auf die Schnapsidee der Weltveränderung ist erst die Neuzeit verfallen, das gefundene Fressen für die Intellektuellen ...

P.S. Keinesfalls ist Walser, wie ihn Wolfgang Herrndorf auf seinem Blog gebrandmarkt oder sagt man »negativ gebrandet« hat der »senilste Sack« der deutschen Gegenwartsliteratur. Eher schon ihre derzeit älteste Schwatzbase. Und das macht ihn gleich wieder sympathisch. Denn der vom Schwäbischen Meer Gebürtige verfährt auch nach dem schwäbischen Diskursprinzip »was interessiert mich mein Geschwätz von gestern«. Das jeweils aktuelle fließt ins Tagebuch und von dort aus in die Anbauten am Endlosroman der Altherrenschlüpfigkeiten. Vom Intellektuellenmilieu hat sich Walser natürlich nicht verabschiedet. Dessen »Reizklima des Rechthabermüssens« hielt ihn nicht davon ab, dem wegen seines Israel-Gedichts in die Bredouille geratenen Grass öffentlich zu bescheinigen, kein Antisemit zu sein. Wie ihn endlich das politische Reizthema Griechenland veranlasste, sich für Europa und den Euro zu verwenden. Etc. etc. – Ach ja, was mich noch interessieren würde: Weiß jemand, ob Walsers in der Rechtfertigungsversuchung für dringlich befundenes Seminar zum Barth-Nietzsche-Vergleich mal irgendwo stattgefunden hat?

26

Walsers Versuchung

Identifikation mit dem Aggressor. Ist es nicht dies, was es gerechtfertigt erscheinen lässt, bei Walsers Rechtfertigungstraktat tatsächlich von einer »Versuchung« zu sprechen? In einem Sinne also, von dem ich nicht weiß, ob sich Walser dessen bewusst gewesen ist. Könnte sein oder auch nicht. Wer sich derart angezogen fühlt von einer Gewaltidee bzw. einem Phantasma des Gewalttätigen – theologischer Observanz in diesem Fall, für den Vorgang jedoch sekundär –, dem kann das Faszinosum sein Bewusstsein davon trüben, was da im Augenblick mit ihm vorgeht. Oder es umgekehrt gerade schärfen für das, was als intellektuelle Versuchung an ihn herantritt.

Machen wir's konkret, Butter bei die Fische. Luther? Der durch seine Barth-Leküre rechtfertigungstheologisch aufgekratzte Walser winkt ab. Calvin, wenn schon. Der Wittenberger ist ihm zu kompromisslerisch: bereit zu der Konzession, wenigstens durch den Glauben könne der Mensch etwas Gutes und Gerechtes für sich und die Welt bewirken. Gott ist nicht

für die Menschen da, sondern umgekehrt, sie sind die Knetmasse in seinen Händen. »Paulus«, sagt Walser, »sieht Gott als Töpfer, den Menschen als Ton, Gott macht, sagt er, Gefäße des Zorns, die zur Vernichtung bestimmt sind und Gefäße des Erbarmens, die er zur Herrlichkeit vorherbestimmt hat.« Demnach wären Zieglers »verhungernde Kinder«, mit denen er Walser so gewaltig auf die Nerven geht, solche »Gefäße des Zorns«, von Gott gemacht, um zerschlagen zu werden. Was Walser so nicht sagt. Ihm genügt und imponiert das paulinische Demonstrationsexempel für die Unbegreiflichkeit göttlicher Gerechtigkeit vom Blickpunkt der menschlichen aus: die biblische Erzählung von Jakob und Esau, wo Gott von Anbeginn den einen so grundlos liebt, wie er den anderen hasst. Lehrreich zu sehen, meint Walser, »wie unwichtig, wie klein Paulus den Menschen macht«. – Walser zufolge soll uns Intellektuelle dies Beispiel lehren, »dass es nicht die unsinnigste Antwort ist, alles von einem Gott bestimmen zu lassen, dem gegenüber man so wenig zu bestellen hat wie in der Wirklichkeit«. Paulus und Augustinus hätten sich immer schon einem Gott gegenüber in der Pflicht gesehen, »gegen den man wenig tun konnte, man wurde auserwählt oder eben nicht«. So Walser ein weiteres Mal, beeindruckt von dieser »ziemlich radikalen Auffassung vom menschlichen Dasein«.

Identifikation mit dem Aggressor, dem Täter. Und sei es einem gedanklich vorgestellten, theologisch begrifflich bloß ausgedachten. Jenem Gefäße zerdeppernden Gewalttäter in seiner himmlischen Unbelangbarkeit. Oder hat jemand eine bessere Erklärung? Dafür, warum gerade das rabiattheologische Narrativ, die tendenziell sadistische Erzählung von der gewalttätigen Gottesherrschaft über die Welt und die Menschen als Reaktion auf die Konfrontation mit irdischem Elend und ungerechtem Menschenschicksal eine solche Faszination ausübt. Weshalb von ihr eine »Versuchung« sondergleichen ausgeht. Intellektuelle Schlichtheit als Erklärungsgrund, wie bei den Evangelikalen, entfällt jedenfalls bei Walser und seinen Koryphäen aus der theologischen Ahnengalerie.

Ich möchte behaupten: »Identifikation mit dem Aggressor ist *die* Versuchung für Intellektuelle, weil sie ihnen – sind sie erst einmal entschlossen, sich dem Denken als einem ungebremsen Triebgeschehen anheim zu geben – *den größten Lustgewinn verschafft*. Auf alle Fälle lässt sie die projektive Identifikation mit dem letztverantwortlichen Machthaber und ursächlichen Gewalttäter im Himmel als Reaktion auf das menschliche Desaster hinieden stärkere intellektuelle Befriedigung empfinden als etwa Mitgefühl mit den Opfern, oder Empörung, Entrüstung, Abgestoßen- und Angewidertsein, wie im Falle des wütenden Jean Ziegler. – Dass die als Resultat einer

in Reinkultur ausagierten Logozentrik – eines Denkens ohne atemholende Unterbrechung oder yogisches Korrektiv – vorgeführte Identifikation mit dem Aggressor neben der intrapsychischen Gratifikation noch einen narzisstischen Distinktionsgewinn unter den Peers verspricht, wird derjenige, der sich hat verführen lassen – er muss nicht Walser heißen –, als schönen Mitnahmeeffekt gewiss zu schätzen wissen.

P. S. Wer wissen möchte, ohne Wikipedia anzuklicken, wie sich Rechtfertigung bei Barth theologisch buchstabiert: Radikal Not tue dem Menschen einzig und allein ein Gerechtfertigtsein vor Gott, erstens. Zweitens die kategorische Unmöglichkeit, dies von sich her durch irgendetwas zu vermögen, was die absolute Abhängigkeit von der göttlichen Gnadenwahl zur Folge hat. Worauf bezüglich Walsers »Versuchung« sich einmal mehr fragen ließe: Statt vor den Menschen gleich vor Gott gerechtfertigt sein wollen, zeugt das nicht von einem Narzissmus der Premiumklasse, Narzissmus im Quadrat? – Übrigens ist man auch noch andernorts im Intellektuellenmilieu seit geraumer Zeit auf einen theologischen Großdenker aufmerksam geworden, nicht auf Barth, sondern gleich aufs Original, auf Paulus. Der Italiener Giorgio Agamben hat über ihn ein Buch geschrieben und auch der Franzose Alain Badiou, politisch dem hippen Linksradikalismus à la Žižek zuzuordnen. Er, Badiou, hat Paulus für den Kommunismus entdeckt, als Ahnherrn des Egalitarismus und Universalist avant la lettre. Fragt sich: Wann zieht Dietmar Dath nach und schreibt das Science-Fiction-Musical »Saulus Paulus Superstar«, Musik Heiner Goebbels, ehemals »Linksradikales Blasorchester«?

27

Wohin einen die »Fliehkräfte« treiben

Von Stephan Thome erschien 2012 der Roman »Fliehkräfte«. Sein Protagonist ein Literaturwissenschaftler und Hochschullehrer, ein Intellektueller also. Nichts besonderes für den deutschen Gegenwartsroman, wo es von akademisch gebildetem Personal nur so wimmelt, da seine Autorinnen und Autoren der nämlichen Peergroup entstammen. Das Besondere bei Thome: Der Held stellt ganz zum Schluss eine wirklich intelligente Frage, die an ihn selbst gerichtet ist. Eine Frage, *die* Frage, die sich Intellektuelle sonst niemals stellen. Die Frage, »was ihn eigentlich getrieben hat« – ihn, »Hartmut«, ein Vorname wie angegossen für den deutschen Durchschnittsin-

tellectuellen, der nicht weiter auffällt. »Was ihn eigentlich getrieben hat? Nicht nur heute und auf dieser Reise, sondern immer schon? Wonach hat er gesucht? Wovor ist er weggelaufen? Worin besteht dieses nicht fassbare, sich ständig wandelnde Etwas, das die Gestalt von Liebe und Ehrgeiz, von Sehnsucht über Lust annehmen kann und das beinahe alles zu können scheint außer einem: aufhören?« Und dann, oh Wunder, hört es doch einmal auf. »Er schwimmt«, allein, nächtens in einem südlichen Meer, ungeplant. »Das Wasser trägt ihn. Weit weg hört er eine Autotür zufallen. Die Küste wird breiter, Hartmut kann bereits die Lichter des nächsten Dorfes erkennen und sein Staunen hält an. Nach einigen Zügen dreht er sich auf den Rücken, stellt alle Bewegungen ein und folgt der sanften Strömung des Meeres. Vielleicht musste er 3000 Kilometer fahren nur für diesen Moment. Um einmal in einem anderen Element zu treiben, ohne Ziel, ohne Angst. Endlich, denkt er, streckt Arme und Beine aus und betrachtet den Mond. Die Fliehkräfte ruhen ...«

Musste er – muss man – »3000 Kilometer fahren nur für diesen Moment«? Den Moment, »ohne Ziel, ohne Angst« zu sein. – Wer erkennt, dass ein Ja auf diese Frage *nicht* die richtige Antwort auf sie wäre und dass überhaupt die ›richtige‹ *keine* sprachliche oder diskursive sein wird, der oder die könnte bereits auf dem ›rechten Weg‹ dahin sein, sich gewisse lebenslängliche Irrfahrten oder Umwege von 3000 Kilometern zu ersparen. Eine Einsicht, die das Einsichtsvermögen der ›Einsichtigen‹, der Intellektuellen, übersteigt?

P. S. Thomes Schlussfrage nach dem *Nicht-Fassbaren, sich ständig wandelnden Etwas*, das »beinahe alles zu können scheint, außer: aufhören« – diese ›Frage aller Fragen‹ hat, moralisch zugespitzt, schon einmal ein Jungintellektueller gestellt vor bald 200 Jahren. Er hat sie nicht einer epischen, sondern einer dramatischen Figur in den Mund gelegt: »Was ist das, was in uns hurt, lügt, stiehlt und mordet?« Man kann nicht sagen, dass das westlich-abendländische, intellektuelle und philosophische Denken den Ernst und die Insistenz dieses Fragens seither nicht vernommen hätte. Doch hat es ausschließlich in diskursiver Manier darauf reagiert. Mit soziologischen bzw. gesellschaftlichen und politischen Antworten wie auch mit psychologischen bzw. psychoanalytischen Antwortversuchen, die als solche nicht einmal falsch gewesen sein müssen. Sie waren jedoch, auch wenn sie dies vielfach von sich behauptet haben, nicht wirklich radikal, nicht radikal genug. Sie dringen nicht vor bis an die Wurzel des Bewusstseins.

»Die Weißen denken zu viel« –
und die Intellektuellen zu wenig?

Umtriebig reanimiert Harald Welzer, im Hauptfach Sozialpsychologe, seit geraumer Zeit das Rollenmodell des engagierten Intellektuellen. Nachdem es Grass ausgelaugt und zuletzt zur Lachnummer heruntergewirtschaftet hatte, haucht ihm die Welzersche Performance wieder Leben ein. Ob dauerhaft, bleibt abzuwarten. Genese und Motiv der Reanimation lassen sich, folgt man dem Protagonisten, so umschreiben: Welzers Welt hatte mit einem Mal einen Sprung. Nach dem, was er bekundet und wie er von dem spricht, das ihn bewegt, möchte ich sagen, es handelt sich um die Kluft zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit. »Versuch, in der Wahrheit zu leben« hat Vaclav Havel in einem Buchtitel genannt, worum es Welzer geht.

Der Riss zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit, der weh tut, kann entstehen, wo es um Wahrheiten geht, die einen selbst betreffen, und zwar als verantwortliches Individuum, dem seine Handlungen und ihre Konsequenzen nicht nur zurechenbar sind, sondern vor allen Dingen nicht gleichgültig. Man könnte auch sagen, der kein Zyniker sein möchte. Dass jemand persönlich nicht auf der Höhe seines intellektuellen Wissens und seiner Einsichtsfähigkeit agiert, ist keine Schwäche, die speziell Intellektuelle heimsucht. Darauf trainiert, geschickt, um nicht zu sagen raffiniert von ihrem Verstand Gebrauch zu machen, erweisen sie sich jedoch als Virtuosen im Kleinreden, Herunterspielen, Zum-Verschwinden-bringen kognitiver Dissonanzen und also auch einer etwaigen Wahrhaftigkeitslücke. – Ich nehme nicht an, dass Welzer die sophistischen Trickkünste des Intellektuellen ungenügend beherrscht, er will sich ihrer nicht bedienen und das spricht für ihn. Es macht ihn sozusagen tauglich für die Rolle des engagierten Intellektuellen. Dafür eignen sich in Zukunft nur die Dünnhäutigen, nicht die Dickfelligen und Schizoiden.

Zu jenen Wahrheiten – für ihn sind es weitgehend empirisch gesicherte Erkenntnisse – über soziales Verhalten und politisches Handeln oder Nichthandeln, die uns und das heißt grosso modo jeden Einzelnen von uns ein Wahrhaftigkeitsproblem bescheren, zählt Welzer außer der globalen Wahrheit des verheerenden ökologischen Fußabdrucks, den wir tagtäglich hinterlassen, auch hiesige bildungspolitische Tatsachen wie das Ruinöse und mit Blick auf die Vollstrecker Selbstruinöse der Bologna-Reform. Insbesondere an dem Phänomen, wie sich das Gros deutscher Hochschullehrer wider besseres Wissen vor diesen Karren hat spannen lassen, exemp-

lifiziert Welzer, worin in seinen Augen die Ursache solch schizophrenen Gebarens liegt und womit zugleich auch schon Abhilfe geschaffen werden könnte. *Selbst denken* lautet seine Diagnose. Ergo lasse sich mit der Behebung dieses Mangels – dass nicht oder nicht genügend ›selbst gedacht‹ werde – der Spalt zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit schließen, destruktives und autodestruktives Verhalten vermeiden. Wie aber ist es um die Plausibilität von Welzers ›Diagnose- und Therapievorschlagn in einem‹ bestellt? Denken Deutschlands Professorinnen und Professoren, die wie es so schön heißt, die Bologna-Reform mittragen, zu wenig bzw. ›nicht selbst‹? Müsste man den einen oder die andere gar in Dobellis Klippschule des klaren Denkens schicken? – Die Ethnopsychologen Goldy und Paul Parin brachten vor langer Zeit ein Buch heraus mit dem Titel »Die Weißen denken zu viel«. Das war zweifellos durch die kulturelle Brille der westafrikanischen Dogen gesehen, muss deswegen aber nicht falsch sein. Diese der Welzerschen entgegengesetzte Prämisse einen Moment lang ernst genommen, ließe sich weitergehend fragen, ob Welzers emphatische Formel vom ›selbst denken‹ nicht einer grundsätzlichen Illusion aufsitzt. Der nämlich, dass, wo sich in unserer Welt etwa zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit Risse auftun uns zuallererst das Denken frommt, wenn nicht Denken allein. Das wäre dann allerdings eine Illusion, der die meisten von uns nur allzu gerne anhängen. Und um die Zukunft dieser Illusion wäre es angesichts ihrer Verankerung in den Tiefen westlich-abendländischer Geistesgeschichte wahrscheinlich nicht einmal schlecht bestellt.

29

Selbstvergessen ›in Translation‹ bei Tomate mit Öl – ein intellektuelles Frühstücksexerzitiun

Zum Frühstück ein Gedicht, nein mehr noch: eines übersetzen, ein fremdsprachiges Gedicht ins Deutsche übertragen. Für Michael Krüger – mit Eintritt ins 8. Lebensjahrzehnt Verleger a.D. und selber als Lyriker und Erzähler hervorgetreten – ist die Frühstücksübersetzung ein Tageshöhepunkt schon gleich am Morgen. Kein besserer Anshub der Glückshormone und Wachmacher des Geistes für ihn als allmorgendlich einen Lyrikband vom bereitliegenden Stapel zu nehmen und eines der Gedichte zu übersetzen. Möglichst noch aus einer ihm nicht geläufigen Fremdsprache

und also mit Dictionary und so fort, wie es der translatorische Tausendsassa Raoul Schrott vorgemacht hat.

So schauen sie aus, die für den Massengeschmack ein wenig seltsamen Exerzitien waschechter Intellektueller. Ihren Espresso oder Latte Macchiato schlürfen auch Nichtintellektuelle. Die Frühstückstomate mit Öl und das Gedichte-Übersetzen indes haben das Zeug zum Alleinstellungsmerkmal. Früher taten es die exakt gespitzten Bleistifte, die penibel zurecht gelegten Quartbögen, das zum exquisiten Accessoire aufpolierte Handwerkszeug der Intellektuellen- oder Gelehrtenkaste. Der Exerzitiencharakter entsteht aber erst durch den streng regelmäßigen Gebrauch dieser Utensilien, stets zur selben Zeit am selben Ort. Mit Blick in eine noch nicht allzu ferne Vergangenheit zählen Thomas Mann und Paul Valéry zu den intellektuellen Heroen, deren schriftstellerische Arbeit sich in der strikt disziplinären Form eines täglich nach Ort und Uhrzeit genauestens anberaumten Schreibexerzitiums vollzogen hat. Hier eine künstlerisch sublimierte Zwangsneurose zu wittern, zeugt von Unverständnis. Die Exerzitienform würde *als Form* ignoriert. Verkannt würde das Wesen und auch die kulturelle Produktivität einer dem Ursprung nach zwar geistlichen Übung, die sich jedoch ebenso als säkulare Formbestimmung von Handlungen und Tätigkeiten eignet und bewährt. Der seiner Idee nach zu würdige Effekt des Exerzitiums, gleichviel ob geistlich oder weltlich, ist primär und in der Hauptsache ein subjektiver: *Selbstvergessenheit*. Technische Akkuratess, der Gewinn nach der objektiven Seite hin, wird für nachrangig erachtet.

30

»Methodische Lebensführung« – nur wie?

Vier Brote, sechs Würste, zwanzig Biere. So hat man sich den gesunden Appetit des Soziologen Max Weber plastisch vorzustellen. Oder waren es zehn Würste und sechs Brote? Egal, ich werde das jetzt nicht nachkontrollieren. Wer es genau wissen möchte, schaut in einer der aktuellen Biographien über Max Weber nach. Inzwischen gibt es bereits drei davon, jede so dick wie eine Wurststulle. Das Beispiel für die Vollwertdiät des Großintellektuellen stammt aus der Feder von Marianne Weber, der Gattin des Gelehrten, die akribisch Buch geführt hat über Leben, Leib und Werk. Und so neben den nächtlichen Pollutionen ihres Gatten – verdammt, ein Ausrutscher

unter die Gürtellinie, soll nicht wieder vorkommen! – auch über dessen Essgewohnheiten, um nicht zu sagen Fressattacken, Rechenschaft gibt.

Wer das mit den Würsten etc. liest, fragt womöglich: Bin ich hier richtig beim Entdecker der »methodischen Lebensführung«? Man hätte zu erwidern, dass Weber ja lediglich das Wort erfunden hat. Wo kämen wir hin, wenn Intellektuelle das, wovon sie reden oder schreiben, auch noch alles selber praktizieren müssten. Außerdem erklärte sich Max für »religiös un-musikalisch«, was einer »methodischen Lebensführung« bei ihm persönlich ebenfalls im Wege gestanden hätte. Denn diese, so hat er behauptet, sei eine Folgeerscheinung »religiöser Musikalität«.

Hat er auch nicht methodisch sein Leben geführt, so war Max Weber doch methodisch genug, schreibend Seite um Seite zu füllen. Sodass wiederum Marianne, die zuverlässige Gattin, die oft genug losen Enden seiner wissenschaftlichen Prosa zu einem jeweils lesbaren Konvolut zusammenflicken konnte. – Einen »methodischen Schreiber« darf man sicher auch Webers Nachfahren Jürgen Habermas nennen. Lassen sich die beiden nicht wunderbar unter das Motto stellen *Die Moderne ein unvollendetes Schreibprojekt*? Mit seinem akademischen Vorfahren hat Habermas außerdem nach eigener Aussage die spezifische Talentlosigkeit gemeinsam, »religiös un-musikalisch« zu sein. Aber, wie mir scheint, wiederum nicht religiös un-musikalisch genug, um den Gedanken einer »methodischen Lebensführung« jenseits der religiösen Konnotation des Begriffs – ich könnte auch sagen: den Gedanken eines mental und existenziell transformatorischen Exerzitiums – in Erwägung zu ziehen. Doch der Habermas, fällt mir ein, ist auf unserer Sightseeing-Tour über die Intellektuellen-Reeperbahn erst viel später dran.

P. S. Wo zur Zeit der Megatrend der »Selbstvermessung«, des *Selftracking*, über uns hereinbricht: Ist das nicht exakt die säkulare Variante der »methodischen Lebensführung«? Passend zum digitalen Zeitalter mit dessen Selbstoptimierungswahn? Auf alle Fälle diejenige Variante, die uns am ehesten blüht. Auch der Soziologe Ulrich Bröckling – wir verdanken ihm das soziologische Diagnoselabel vom *unternehmerischen Selbst* – zeigt sich (in einer Expertenrunde von SWR2 Forum) wenig begeistert. Man werde gewissermaßen »zum Buchhalter seines eigenen Lebens [...], einer Rationalisierung aller möglichen Lebensäußerungen« – unsere »Jenseitigen«, Max und Marianne, der Rationalisierungstheoretiker und seine Buchhalterin, hätten es mit einer gewissen Befriedigung zur Kenntnis genommen. Andererseits fällt ihm, Bröckling, auch nichts Besseres ein bezüglich einer säkularen Form »methodischer Lebensführung«. Ein mattes »Ja, aber« ist

alles, was er dem ›unbestreitbar Vorteilhaften‹ der methodischen Selbstvermessung entgegenzusetzen hat: Ob denn da noch Raum bliebe »für Exzesse, für Verschwendung, für mal wirklich die Sau raus lassen oder für so was wie Rausch«? Vor lauter Rausch und Extase des Sich-Selbstvermessens. Eine »gewisse Wurstigkeit, aber das ist auch Lebensqualität«, ist alles, wozu er am Ende rät. »Die Wurstigkeit muss auf alle Fälle gewahrt bleiben«, stimmten ihm prompt seine Koexperten zu – und schlugen somit elegant, wenngleich unbeabsichtigt, den Bogen zurück zu Webers Würsten, denn von der Wurstigkeit zur Wurst ist es nur ein Katzensprung.

31

Ankommen in der vollendeten Zukunft oder Futur II

Noch einmal zu Harald Welzer, dem ›Selbst-Denker‹ und ›Transformationsdesigner‹, Lehrstuhl für »Transformationsdesign« heißt die an der Uni Kiel ihm auf den Leib geschneiderte Stelle. Im Mittelpunkt von Harald Wetzlers intellektuellem Animationsprogramm »selbst denken« steht das Gedankenexperiment »Futur II«. Eine jede und ein jeder stelle sich vor, dass wir, was für uns jetzt noch Zukunft ist, bereits hinter uns haben und auf diejenige oder denjenigen zurück blicken, die bzw. der wir gewesen sind. Im Hintergrund des Vorschlags zu dieser futuristischen Retrospektive steht bei Welzer jedes Mal die Annahme – und die gehört zum gedanklichen Experiment unbedingt dazu –, dass sich die gegenwärtigen Trends unverändert fortschreiben – fortgeschrieben haben werden – und das Bild bzw. Selbstbild, das wir dann zu sehen kriegen, alles andere als erbaulich sein wird. Im Gegenteil, wir würden uns dafür hasen, diejenigen gewesen zu sein, die das alles »dermaßen vermässelt« haben. Und weil wir uns derart hässlich, schäbig, verächtlich vorkommen und so jemand eigentlich nicht gewesen sein wollen, machen wir in Folge dieses heilsamen Schocks endlich kehrt, und fangen alles ganz anders an.

Was für eine gedankliche Verrenkung! Und woher nimmt Welzer den Optimismus, dass sie auch noch funktioniert? Ist das nicht einer dieser fruchtlosen moralischen Selbstüberrumpelungsversuche? Überdies befrachtet mit einer apokalyptischen Trendannahme. Wo wir mit Karl Valentin längst wissen, dass Prognosen so eine Sache sind, besonders wenn sie die Zukunft betreffen. Und jetzt auch noch Futur II.

Ankunft in der immerwährenden Gegenwart

Bekanntlich lebt man so oder so immer in der Gegenwart. Demnach simuliert Welzers Futur II-Gedankenspiel *gegenwärtig* lediglich ein anderes ›Teilstück‹ der immerwährenden Gegenwart. Antizipation und Probehandeln sind selbstverständlich kulturelle ›Skills‹, es geht nicht darum, sie schlecht zu reden. Stellt sich bloß die Frage, ob wir – wie Welzer suggeriert – unter einem Mangel an *gedachter* Gegenwart leiden. Oder ob unsere Misere nicht vielmehr damit zu tun hat, dass wir der basalen Tatsache als solcher, wonach Leben allemal im Gegenwartsmodus stattfindet, ungenügend Rechnung tragen.

Was heißt ungenügend? Bildlich gesprochen heißt es: Zeitlich und situativ unangebrachte und höchstwahrscheinlich überflüssige Gedanken an Zukünftiges oder Vergangenes halten uns davon ab, in der Gegenwart anzukommen. Was, nebenbei gesagt, bei der Imaginationstätigkeit des Schreibexerzitiums nicht der Fall ist, weil es sich um eine eigens für diesen Zweck arrangierte Gegenwart handelt. Den gedanklichen Fliehkräften zum Trotz in einer Gegenwart anzukommen, die entweder als solche unsere Aufmerksamkeit verdient oder sie allein um unserer Selbst willen von uns fordert, dazu dient ein anderes Exerzitium, das *yogische*. Indem es die Gedanken, die in zukünftige oder vergangene Pseudogegenwart ausbüchsen, zur Ruhe kommen lässt.

Also yogische Aufmerksamkeitsübung statt Futur II. Statt gedanklicher Klimmzüge, um sich mit ungewissem Ergebnis in eine fiktive Gegenwart zu hieven: volle Aufmerksamkeit fürs Gegenwärtige. Wie nichts sonst hilft diese Übung zu erkennen – das moralisch intakte Individuum vorausgesetzt –, was zu tun und was zu lassen ist, ob unmittelbar oder bei nächster Gelegenheit. – Doch bereits für sich genommen manifestiert das yogische Exerzitium – im Unterschied zu Welzers gedanklicher Trickkunst, der das Praktische erst noch folgen soll – eine einschneidende Praxis, ein entschiedenes ›Tun und Lassen‹. Muss man es nicht so sehen: Gegenwartsaufmerksamkeit ist emissionsarm und ressourcenschonend wie kaum sonst etwas. Eine yogische Übungsstunde pro Tag oder auch zwei und die Energiewende – um derentwillen Welzer sein Projekt Futur II anstrengt – hätte auf der persönlichen Ebene bereits stattgefunden. Gewiss eine utilitaristische Verkürzung. Aber warum nicht, wenn es der Apokalypseabwehr dienlich ist. – An sich sollte man es als Selbstzweck begreifen: Ankommen in der Gegenwart. Nichts befriedigender als das. Wie im Grunde auch die chro-

nisch Gegenwartsflüchtigen wissen, wenden sie sich doch von der einzigen, vor ihrer Nase liegenden Gegenwart stets in der Meinung ab, es sei ihnen möglich, stattdessen in einer zukünftigen, besseren anzukommen.

33

Der Yogi, ein Kurzporträt für anspruchsvolle Leser

Was hat man sich unter einem Yogi vorzustellen? Einen Virtuosen der Gliedmaßenverrenkung? Einer, der die Füße kreuzweise in den Nacken legt, sodass der große Zeh des rechten Fußes hinter dem linken Ohrfläppchen hervor lugt und der des linken hinter dem rechten? I wo! Der von mir ins Spiel gebrachte Yogi ist ein Yoga praktizierender nach Maßgabe eines Prinzips mentaler Observanz. Was es besagt, steht gleich eingangs in einem Schlüsseltext des Genres. Darum einen Moment lang ›back to the roots‹, den intellektuellen Wurzeln des Yoga.

Das Yoga-Sutra des Patanjali (der nach neuerem Forschungsstand nicht identisch sein soll mit dem Gelehrten und Grammatiker gleichen Namens aus dem frühen 5. Jh.) beginnt seine Unterweisung in der Disziplin des Yoga mit den Worten *Yoga Citta Vrtti Nirodha*. Auf Deutsch: Im yogischen Bewusstsein sind die Denkvorgänge zur Ruhe gekommen. Oder, angelehnt an die Bildlichkeit des Sanskrit (*Nirodha*): Yoga ist das ›Verwehen‹ der Gedanken, Windstille der Reflexion gleichsam. – Im Zen spricht man kürzer noch von *Nicht-Denken* bzw. *Nicht-Geist*.

Nicht-Denken, Nicht-Geist, Verwehen der Gedanken – was sagt denn dazu der westliche Intellektuelle? ›Heavy stuff‹? Oder bestenfalls: Stoff fürs Orchideenfach, die Indologie beispielsweise? – Nicht unbedingt. Unter hiesigen Intellektuellen ist dem einen oder anderen der yogische Zustand – inkognito, versteht sich – durchaus nicht gänzlich unbekannt. Er kennt ihn – selbstverständlich diesseits der formellen Disziplin zu dessen Kultivierung – sogar aus erster Hand: als die flüchtigen Bewusstseinsmomente einer infolge kurzzeitig nachlassender Reflexionstätigkeit gesteigerten Wirklichkeitswahrnehmung.

Als Beleg für meine Behauptung, dass Nicht-Denken, Nicht-Geist, der yogische Bewusstseinszustand keineswegs böhmische Dörfer sein müssen für ein Intellektuellengehirn unserer Tage, hier der Originalton eines nicht ganz Unbekannten. Von der ›Glücksvorstellung einer Gegenwärtigkeit von Natur und von Gegenständen‹, ist da bei ihm die Rede. Und zwar aus-

drücklich »nicht von Ideen, sondern von Gegenständlichkeit und einer bestimmten ›Rêverie‹, wie sie Rousseau angesichts eines schieren Wahrnehmens von Naturgeräuschen und des Elementaren (erfahren hat). [...] Glückswahrnehmungen, die keine Gegenposition zum Geist sind, aber sie sind nicht vermittelt durch den Geist, sondern sie sind vermittelt durch ein Apriori. [...] Diese Wahrnehmung des ›etwas geschieht‹ ohne dass man das identifiziert ... Es ist nicht, dass ich weiß, *was* geschieht, sondern *dass* etwas geschieht.« Schließlich spricht er noch von seiner »glückhaften« Empfindung angesichts »der *schieren* Gegenständlichkeit einer Blume, [...] der *schieren* Gegenständlichkeit eines normannischen Himmels«, wie sie die französischen Impressionisten in ihren Bildern zur Erscheinung gebracht haben. – So weit der Connaisseur des ›europäischen Denkens‹ Karl Heinz Bohrer über nichtdenkende Präsenz, das apriorische Gewahrsein des Nicht-Geistes, die Wahrnehmung des schieren Dass im yogischen Zustand. (Meine Quelle, das Gespräch zwischen Karl Heinz Bohrer und dem Journalisten Jochen Rack in SWR2 »Zeitgenossen« aus dem Jahr 2012.)

34

Der Yogi und der Kommissar – Besuch im Club der toten Denker

Keine Angst, ich halte mich an das im Vorwort gegebene Versprechen. Hier geht es jetzt nicht mit einem Krimi weiter. Auf dem Programm steht ein längerer Abstecher in den Club der toten Denker. Und der weltgewandte Citoyen und Homme de Lettre, mit dem wir uns im Club verabredet haben – ›in effigie‹ selbstredend bzw. in Gestalt der von ihm hinterlassenen Texte – dachte nicht an einen Kriminalkommissar, als er 1944 einen Essay verfasste mit dem Titel »Der Yogi und der Kommissar«. Gemeint ist der Politkommissar sowjetischer Prägung, wie es ihn heute wohl nur mehr in Nordkorea zu besichtigen gibt. Für den das Prekäre der ›Conditio humana‹ unterm grellen Licht des politischen Totalitarismus bloßlegenden intellektuellen Analytiker Arthur Koestler verkörpert um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts der »Kommissar« das Extrem des politischen Revolutionärs, wie er seit 1789 das Heil einer in Heillosigkeit zu versinken drohenden Menschheit in der Gesellschaftsveränderung sucht.

Und der Yogi, was hat der mit dem Kommissar zu schaffen? Nichts. Beziehungsweise dies, dass er am anderen Pol für die reinste Verkörper-

rung der der politischen entgegengesetzten Haltung steht: der mensch-
 heitlichen Misere durch innere Wandlung, mittels »Selbsttranszendenz«
 zu begegnen. Koestlers »Yogi« verweist mithin auf einen *Typus* und will
 als solcher per Definitionem umfänglicher als seine geschichtliche Folie
 verstanden sein. Man darf also hier den Yogi – durchaus analog zur Ver-
 wendung dieses Namens im Fall des Intellektuellen und des Yogi – nicht
 mit dessen empirischem Erscheinungsbild auf dem indischen Subkonti-
 nent verwechseln. – Der Leitgedanke von Koestlers Essay »Der Yogi und
 der Kommissar« zielt nun dahin, dass um einer humanen Zukunft willen
 eine Synthese der beiden polaren Typen, des »Heiligen« und des »Revolu-
 tionärs«, anzustreben sei. Wobei mit der Integration der Gegensätze auch
 deren jeweilige Zuspitzung entschärft würde – ein gemäßigter Yogi und
 ein maßvoller Politiker in einer Brust vereint. Oder die Personalunion des
 mit Augenmaß Tätigen und eines moderat Kontemplativen.

»Es ist leicht zu sagen, dass alles was verlangt wird, eine Synthese zwis-
 schen dem Heiligen und dem Revolutionär ist, aber sie ist bisher nie gelun-
 gen.« So mit einem prüfenden Blick auf den Geschichtsverlauf Koestlers
 vorläufiges Resümee seiner Überlegungen zur Polarität von Gesellschafts-
 veränderung und Selbstveränderung. »Offenbar verbinden sich die beiden
 Elemente nicht und dies mag einer der Gründe dafür sein, dass wir ein sol-
 ches Durcheinander in unserer Geschichte haben. Die affektiven Energien
 des Kommissars sind auf das Verhältnis zwischen den Individuen und der
 Gesellschaft festgelegt, die des Yogi auf das Verhältnis zwischen dem Indi-
 viduum und dem Universum.« Und statt auf die wünschenswerte »Synthe-
 se« hinauszulaufen, »haben diese Bewegungen einen Pendelrhythmus«. Historisch sei ein »Ausschlagen dieses Pendels von den rationalistischen
 zu den romantischen Perioden und zurück« zu beobachten.

Umso spannender deshalb für den Leser zu beobachten, dass der Au-
 tor von »Der Yogi und der Kommissar« als Quintessenz seines Räsonne-
 ments dennoch am Desiderat der Synthese festhält. Nicht erst beim Lesen
 »zwischen den Zeilen« spürt man, wovon Koestler ausgeht und was ihn
 zu vorsichtigem Optimismus veranlasst. Eine für den intellektuellen Auf-
 klärer typische Unterstellung: Ist die geschichtliche Tatsache jener Pendel-
 bewegung erkannt und durchschaut, so sind die in diesem Bewusstsein
 Handelnden ihr nicht länger wie einem ehernen Gesetz blindlings unter-
 worfen. Die gewonnene Einsicht nicht in die Notwendigkeit der Perpetu-
 ierung, vielmehr die Freiheit der abweichenden Gestaltungsmöglichkeit,
 lässt hoffen: auf Integration der in der Vergangenheit gegeneinander ver-
 selbstständigten Momente, auf künftige Synthese. – Lassen wir uns, von Ko-

estlers verhaltener Zuversicht bereits ein wenig angesteckt, kurz dessen Argumentationskette über den Daumen laufen.

Der »Kommissar«, der Revolutionär, der Politiker, der »Macher«, sie kennen lediglich das »Bezugssystem Mensch-Gesellschaft«. Der »Yogi«, der »Heilige«, der »Mystiker«, für sie dagegen existiert allein das »Bezugssystem Mensch-Universum«. Der erst noch zu vollziehende Erkenntnissschritt besteht Koestler zufolge darin, sich zu der psychologisch wie politisch entscheidenden Einsicht durchzuringen: Nur dort, wo die Beziehung »Mensch-Universum« – die »Nabelschnur des Yogi, seine Verbindung mit dem Absoluten« – mit der »Arbeit« am »Bezugssystem Mensch-Gesellschaft« aufrecht erhalten wird, besteht Aussicht auf politisches Gelingen. »Alle Versuche, durch Kommissar-Methoden die menschliche Natur zu ändern, sind bis jetzt fehlgeschlagen, vom Sonnenstaat des Spartakus über die Inquisition und die Reformation bis zu Sowjetrussland.« Nicht zuletzt, weil die Kommissare mit dem seelischen Kontakt zu ihrem »Unterbewusstsein« auch die Bande zum »Absoluten« gekappt hatten. »Deren Seelen den Erstickungstod sterben« und die dann »so leichenhaft erscheinen wie die Sinowjews bei den Moskauer Schauprozessen [...] oder so impotent und ausgedorrt wie die Bürokratie der Linksparteien. Seit Rosa Luxemburg ist kein Mann und auch keine Frau aufgetreten, die gleich ihr mit dem »ozeanischen Gefühl« und mit Tatkraft gleichermaßen begabt gewesen wären.« – Die geschichtliche Pendelbewegung vom einen zum anderen »Ausschließlichkeitsextrem« hat bis dato die »Synthese« als *Conditio sine qua non* gelingender Gesellschaftsveränderung verhindert. »Das 19. Jahrhundert brachte eine [...] allgemeine Verlagerung zum Kommissar. [...] Das derzeitige Klima begünstigt die entgegengesetzte Richtung.« Seit den 30er Jahren – d.h. in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen – sieht Koestler insbesondere Wissenschaftler und Intellektuelle mit »affenhafter Behändigkeit« unterwegs zum Pol des Yogi oder des Mystikers – beflügelt von einer »mystischen Stimmung« unter den Quantenphysikern.

Für Koestler bedeutet dies: der geschichtliche Augenblick, eine Chance zu nutzen. Freilich durch intellektuell raffinierte Intervention: Gerade nicht in das mystische »Säuseln« von »Schriftstellerkollegen« einzustimmen, das sich schon wieder bewusstlos dem einseitigen Pendelausschlag überlässt. Vielmehr müsse man »ernstlich versuchen, gegen den Wind zu segeln. [...] Wer bewusst ist, der widerstrebt«. Und zwar in dem »Kairos-Bewusstsein«, dass gerade diese heikle Tatsache, wonach die »Gültigkeit des vertikalen Vorgehens ... wieder anerkannt zu werden (beginnt)«, die »geschichtliche Gelegenheit« bietet, »die Synthese zu vollziehen«. Die Syn-

these der vertikalen oder Yogi-Dimension und der horizontalen Dimension des politischen Handelns. Und da dem engagierten Intellektuellen ab und an ein Schuss Pathos gut zu Gesicht steht – und der eingedenk des Gravitätischen der hier verhandelten Sache auch kein bisschen übertrieben erscheint – heißt es gegen Ende von Koestlers Essay: Sich auf die intellektuelle Höhe jenes Synthesebewusstseins zu erheben »ist vielleicht die notwendigste und schwierigste Aufgabe, vor die sich das Menschengeschlecht je gestellt sah«.

35

Der Intellektuelle als praktizierender Yogi: zu viel verlangt? – Besuch im Club der toten Denker, Fortsetzung

Verweilen wir noch ein bisschen bei Koestler im Club der toten Denker und werfen einen Blick auf die biographischen Hintergründe und Zusammenhänge seiner Reflexionen über den Yogi und den Kommissar. Wie ist es ad personam gefragt um die mögliche Fallhöhe zwischen dem Pathos des Ideals und der lebensgeschichtlichen Wirklichkeit beim Intellektuellen Koestler bestellt gewesen? Hat er etwas von der vom Autor Koestler geforderten Integration des Yogischen und des Politischen, des »Heiligen« und des »Revolutionärs« in der eigenen Vita verwirklichen bzw. antizipieren können? Sich »ein Stück weit« auf »die intellektuelle Höhe jenes Synthesebewusstseins zu erheben« – die Verbindung zwischen der vertikalen Dimension einer Fühlungnahme mit dem Absoluten und der horizontalen Dimension unseres raumzeitlichen Handelns –, jene Synthese, die er im Fazit seines Essays aus den 1940er-Jahren als »die vielleicht notwendigste und schwierigste Aufgabe« erblickt, »vor die sich das Menschengeschlecht je gestellt sah«.

Wer Koestlers Lebensgeschichte kennt, dem wird auffallen, dass sich die an sich legitime Frage nach einer vorwegnehmenden individuellen Verwirklichung der prospektiv von Jedermann bzw. »auf gattungsgeschichtlicher Stufenleiter« zu absolvierenden Bewusstseins transformation im Falle Koestlers zunächst einmal paradox ausnimmt. Denn bevor er überhaupt den theoretischen Begriff der Bewusstseins synthese und ihrer menschheitlichen Perspektive formulieren und dies dann als intellektuelle Herausforderung der »geschichtlichen Stunde« wahrnehmen konnte – geschweige denn sich die Frage nach praktischen Schritten einer je individuellen Reali-

sierung hätte vorlegen können –, machte ihn ein Widerfahrnis mit dem ›integralen Bewusstseinszustand‹ als von ihm selbst unmittelbar erfahrener Wirklichkeit bekannt. Diese Erfahrung allererst hat ihn zur intellektuellen Beschäftigung mit einer bewusstseinstransformatorischen Perspektive motiviert und das lebenslange Interesse an deren Fragen- und Problemkreis geweckt. Für jene Erfahrung stand seither in Koestlers Reflexions- und Theoriekosmos die Chiffre des »ozeanischen Gefühls«. Die von Freud geborgte Metapher versinnbildlicht die mystische Erlebnisqualität der Allverbundenheit. Vorübergehend in sie eingetaucht zu sein in jener erschütternden, *die* lebensgeschichtliche Zäsur der Koestler'schen Vita markierenden Erfahrung, hat Koestler nach eigenem Bekunden »mit der unmittelbaren Gewissheit erfüllt, dass es eine höhere Ordnung der Realität gibt und dass diese höhere Ordnung allein dem Sein seinen Sinn verleiht«. Die ihm zuteil gewordene Einsicht in diese »höhere« oder »dritte Ordnung«, folgend auf die sinnlich-materielle sowie die begrifflich-rationale, hat er späterhin immer wieder so beschrieben und auf den Punkt gebracht: »So wie die begriffliche Ordnung die Illusionen und Entstellungen der Sinne bloßlegte, so zeigte die dritte Ordnung, dass Zeit, Raum und Kausalität die scheinbare Isolierung, Abgeschlossenheit und raum-zeitliche Begrenzungen des Ichs von der nächst höheren Schicht her gesehen nur optische Täuschungen waren. Wenn man die Illusionen der ersten Art als wahr unterstellte, dann ertrank die Sonne jede Nacht im Meer und ein Splitter im Auge war größer als der Mond. Und betrachtete man die begriffliche Welt fälschlicherweise als die letzte Realität, wurde die Welt zu einer ebenso absurden, von einem Idioten oder idiotischen Elektronen erzählten Geschichte, in der kleine Kinder von Autos überfahren und kleine andalusische Bauern durch Herz, Mund oder Augen geschossen wurden. Geschichten ohne Sinn und Verstand. Oder wie man die Anziehungskraft eines Magneten nicht mit der Haut spüren konnte, so konnte man auch nicht hoffen, in begrifflicher Form die Natur der letzten Realität zu erfassen.«

Die zeitgeschichtlichen Anspielungen gegen Ende des Zitats rufen die Umstände in Erinnerung, unter denen Koestler jenes verstörende Bewusstseins Erlebnis widerfahren ist: Seine Gefangenschaft in einer franquistischen Todeszelle 1937 in Sevilla; täglich wurden zig Mitgefangene willkürlich aus dem Kerker geholt und von Erschießungskommandos zur Hinrichtungsstätte geführt. Kurz, Koestlers mystische Erfahrung von geistig befreiender Selbsttranszendenz war ›angstinduziert‹, die ›Frucht‹ akuter Todesdrohung. Aus freien Stücken würde wohl niemand solch einen Preis für eine Befreiungserfahrung rein geistiger oder psychischer Ausprä-

gung entrichten wollen. Sodass spätestens an diesem Punkt die Frage auftaucht: Was käme stattdessen als Movens und Katalysator der mystischen Bewusstseins transformation in Betracht? Auf irgendwelche Widerfahrnisse zu setzen, erschiene prekär, wenn nicht aussichtslos. Die Frage nach dem bewussten Zutun – welches in der Hauptsache aus einem bewussten ›Lassen‹ bestünde – stellt sich unausweichlich jedem evolutionsgeschichtlichen Kalkül von der Art der Koestlerschen Anthropologie in pragmatischer Absicht.

Womit der Beweggrund für Koestlers Reise nach Indien und Japan 1958/59 offensichtlich wird. Wo sonst würde man annehmen, ›Bewusstseinspraktiken‹ aus erster Hand studieren zu können, wie sie dort, so die gängige Annahme, zum kulturellen Repertoire gehören. Die Resultate seiner Nachforschungen an Ort und Stelle waren indes ernüchternd. In »Von Heiligen und Automaten«, dem Bericht über seine östlichen und fernöstlichen Erfahrungen, resümiert Koestler: »Nach mystischer Erleuchtung und geistigem Rat zu suchen ist heute genauso anachronistisch wie die Vorstellung, dass die Vereinigten Staaten ein Land der Lasso schwingenden Cowboys sind. [...] Niemals in seiner Geschichte ist unser Geschlecht einer so tödlichen Bedrohung ausgesetzt gewesen wie heute und wir können uns es weniger denn je leisten, auf Rat und Beistand von unerwarteter Seite zu verzichten. Dennoch gelangt man widerstrebend zu dem Schluss, dass weder Yoga, Zen, noch eine andere Form des asiatischen Mystizismus der Welt einen Ausweg weisen kann.« Und in Sonderheit beklagt er die »arrogante Gleichgültigkeit des Yogi gegenüber dem menschlichen Leiden«, dem aus der materiellen Misere des damaligen Indien resultierenden Leiden. – Sozusagen mit leeren Händen, ohne das sprichwörtliche *ex oriente lux*, aus dem Osten zurückgekehrt, besinnt sich – so nochmals der Epilog des Reisebuchs – der Autor »als in Ungarn geborener, frankophiler englischer Schriftsteller, der auch einige Erfahrungen in Gefängnissen und Konzentrationslagern hinter sich hat« auf eben diese seine europäische Herkunft. Sei doch in Europa »allein eine Brücke zwischen Mystik und Logik« entstanden, deren früheste Erbauer »die Pythagoreer« mit ihrer »ersten monumentalen Synthese« gewesen seien, bei welcher sie »Mystik und Wissenschaft, Mathematik und Musik, Logik und Intuition unter ein gemeinsames Dach« gebracht hätten.

Nur, dass sich Koestler damit wieder am Ausgangspunkt befand, ›unverrichteter Dinge‹ bzw. ohne Antwort noch immer vor der Frage stand, wie die notwendige Bewusstseins transformation *praktisch*, methodisch und systematisch anzugehen wäre. Wenn Untätigkeit oder Warten auf ein

»gnädiges Widerfahrnis« im kollektiven Maßstab – Heideggers »Ereignis«, wenn man so will – nichts anderes hieße, als sehenden Auges in eine Zivilisationskatastrophe zu marschieren – blieb einem diesbezüglich ratlosen Koestler etwas anderes übrig, als sich wieder ins gewöhnliche Fahrwasser des Intellektuellenalltags zu begeben? Das diskursive Geschäft zu betreiben und fleißig zu publizieren? Dies tat er jedenfalls. Ja, der Autor der »Sonnenfinsternis«, des antistalinistischen Bestsellers neben George Orwells »1984«, hing sogar den Romancier an den Nagel und verlegte sich ganz auf Wissenschaftsjournalismus, darunter Arbeiten zur Parapsychologie, glücklicherweise ohne in den spiritistischen Sumpf abzudrehen.

Gewissermaßen ein Ersatzhandeln, so scheint es mir, das jedoch die entscheidende Lücke – Reflexion *ohne Exerzitium*, Diskurs *ohne Praktik* – nicht auszufüllen oder zu kompensieren vermochte. Was Koestler offenbar gespürt hat, denn sein Spätwerk ist von verhaltenem Pessimismus durchzogen. »Der Mensch ein Irrläufer der Evolution« lautet bezeichnenderweise einer der späteren Titel. Ein Buch, in dem er sich mit der Wahrscheinlichkeit tröstet, dass wir »nicht allein im Universum« seien, dass es »in unserer und in anderen Galaxien Milliarden von Lebewesen gibt, die unvergleichlich weiter sind als unsere arme, kranke Spezies«. Sodass für den Fall des Untergangs der Menschheit »das kosmische Drama nicht vor leerem Haus gespielt« würde. – Und erst recht umschwebt diese Melancholie – Koestler entschied sich in Anbetracht seiner fortschreitenden Parkinson-Erkrankung für den Freitod – die Worte seines Abschiedsbriefs: »Ich möchte meine Freunde wissen lassen, dass ich ihre Gesellschaft in einer friedlichen Stimmung verlasse, mit der kleinen Hoffnung auf ein nichtpersönliches Weiterleben jenseits der Grenzen von Raum, Zeit und Materie und unseres Begriffsvermögens. Das ozeanische Gefühl hat mir in schwierigen Momenten oft geholfen und tut es auch jetzt, während ich dies schreibe ...«

Das »ozeanische Gefühl« durch Erinnerung in sich wachzurufen – was Koestler an der zitierten Stelle wohl meint –, bedeutet allerdings nicht das Gleiche, wie unmittelbar in dem Bewusstseinszustand der mystischen »Synthese« eingetreten zu sein. Ein die ganze Person verwandelnder Transformationsprozess des Bewusstseins – der, sobald er sich bei zahlreichen Menschen vollzöge, auch deren gesellschaftliche und politische Verhältnisse transformieren sollte – erforderte mindestens das wiederholte Eintreten in den veränderten Zustand. Und so landet man erneut bei der *praktischen* Frage oder der nach einer *Praktik*. Auf welche die Antwort meines Erachtens nur darin bestehen kann, sich ernsthaft der Herausforderung des

yogischen *Exerzitiums* zu stellen. Sind Intellektuelle mit einer derartigen ›Provokation‹ überfordert?

Auch Koesters Intellektuellenvita könnte ich am Ende mit diesem Fragezeichen versehen. Unter heutigen Intellektuellen dürfte Koestler so gut wie vergessen sein. Einige werden seinen Namen noch mit dem Roman »Sonnenfinsternis« verbinden; andere vielleicht mit dem wortgewandten Causeur, aber miserablen Liebhaber, der – die Figur Scriassine – in Simone de Beauvoirs »Les Mandarins de Paris« seine eher merkwürdigen denn denkwürdigen Auftritte hat. – *Meine* Frage an Koestler wäre, wenn er mir hier im Club der toten Denker als lebender antworten könnte: Überfordert es wirklich das kognitive Fassungsvermögen von uns Intellektuellen, im Falle des *yogischen Prinzips* zu erkennen, dass es nicht um indophile Idolatrie oder ansprechende Folklore geht, woran man irgendetwas für zeitgenössische Bedürfnisse Verwendbares anschauen, für aktuelle Zwecke Brauchbares eins zu eins kopieren könnte? Muss man nicht vielmehr stattdessen zu dem Schluss kommen, dass das Yogische – meinetwegen im Sinne eines ›indoeuropäischen Erbteils‹ – eine transkulturell gültige Praxis- oder Übungsidee darstellt. In deren Mittelpunkt ein *leiblich verankertes mentales Exerzitium* steht, gleichsam das andere, das zweite Potential des menschlichen Geistes, das neben dem ersten der Reflexion oder der Ratio zur Entfaltung gebracht werden soll? Ein anthropologisch-evolutionärer Entwicklungsgedanke – dessen Codewort bei Koestler »Synthese« heißt –, der unabhängig von einer spezifischen Kulturtradition ohne weiteres hier und heute praktisch umsetzbar erscheint.

Zuviel verlangt für Intellektuelle? Zu einer Zeit, da sich die »Kommisarmethoden« geschichtlich erledigt haben und man sich über Parteigrenzen hinweg zur zivilen Form eines smarten ›muddling through‹ bequemt? – Zuviel auch seinerzeit für Arthur Koestler? Ihm fiel, so gestand er, *Unterbrechung* schwer, 500 Wörter am Tag wenigstens verordnete sich der Parkinsonkranke bis zuletzt: »Wenn ich zu arbeiten aufhöre und einfach versuche, Spaß zu haben, dann werde ich sogleich neurotisch und fühle mich schuldig. Orwell war genauso. Wie dieser Mann, der Angst bekommt, wenn er aufhört zu rennen. Oder der Hai, der sich bewegen muss, um atmen zu können. Aber ich liebe es, Spiele wie Scrabble zu spielen ...« Was »keine Zeitverschwendung« sei, weil man sich dabei »anstrengen« müsse. »Was Anstrengung erfordert, ist tugendhaft, ist Arbeit und der Mühe wert.«

So heißt der Roman bzw. das Stück von Kathrin Röggla, in dem sie die hippe Businesswelt und deren halbintellektuelle Ableger in der digitalen Bohème schildert, wie sie im Daueraktivierungs- und Erreichbarkeitsmodus nicht nur an den passageren Nichtorten der Flughafenlounges und After-Work-Bistros schlafwandelt. Für die im Hamsterrad Umgetriebenen ist der Schlaf, der echte, eine gefühlte Existenzbedrohung. Jede Minute gesunden Schlafs ist eine verschlafene Gelegenheit, eine verpasste Kreativitätschance.

Was anscheinend nicht viel anders gewesen ist für die Umtriebenen der ersten Stunde. Für diejenigen, die unsere Modernitätsstandards erst eingeführt haben und sie subjektiv einübten, die intellektuellen Avantgarden der Künstler, Literaten, Bohémiens. Prousts Recherche beginnt mit den Worten: »Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen.« Mit diesen »goldenen Worten«, so Florian Illies, traf Proust den Nerv einer übermüdeten Avantgarde, die sich von Kafka bis Joyce, von Musil bis Thomas Mann in ihren Tagebüchern rühmte, wenn es ihr gelungen war, einmal vor Mitternacht zu Bett zu gehen. Früh zu Bett gehen, das erschien den immer unausgeschlafenen Vorreitern der Moderne als das mutigste »Ankämpfen gegen Depression, Trinken, sinnlose Ablenkung und die voranstürmende Zeit.« – Da hat Illies im Eifer des Gefechts sprachlich etwas durcheinander gebracht: Schlafen als »das mutigste Ankämpfen« gegen ungewolltes Voranstürmen? Umgekehrt wird ein Schuh daraus: der Schlaf wird gemieden wie ein Dieb. »Angekämpft« – und wenn überhaupt »mutig«, dann mit dem Mut der Übernächtigten – wird gegen die Verschlafenheit der alten Zeit, gemütlich verschnarcht als »belle époque« verklärt.

Schon 1913 erscheint den zeitgenössisch avantgardistisch Getriebenen der Schlaf dilemmatisch *zugleich* als die einzige Rettung vor dem Durchdrehen von Psyche und Geist *und* als das denkbar größte Risiko, etwas zu verpassen, womöglich das Wichtigste. Er *muss* den vom Modernisierungstaumel Erfassten in diesem unauflöslichen Zwiespalt erscheinen, weil es ihrem Selbstverständnis nach nur ›drei Zustände‹ gibt: das Wach-Sein mit all seinen Abstufungen gedanklicher Aktivität; den Traum-Schlaf als eine endogene Unruhe sui generis; den traumlosen Tiefschlaf als die Erholung vom einen wie vom andern, vom Wach-Sein und vom Träumen. Einen ›vierten Zustand‹ kennt die Tradition, die den Unruhegeist der Moderne hervorgebracht hat, nicht. Yogis kennen ihn: »Turya« auf sanskrit, ein ›vierter Zustand‹, Wach-sein ohne Gedankentumult. Neben dem Schlaf damit

noch eine andere Weise der Erholung. Nicht durch Bewusstlosigkeit wie beim traumlosen Schlaf, sondern *in Bewusstheit*, der eines gedanklich nicht aufgewühlten Wachseins. – Die Möglichkeit dieses vierten Zustands dürfte allerdings bei den von Lebens- und Erlebnisger Gepackten auf vergleichbare Ambivalenz stoßen wie der Gedanke an den Schlaf. Der Typus des vermeintlich professionshalber ›neurasthenischen‹ Intellektuellen bekommt einmal mehr ›Zustände‹.

P.S. Twenty-four-seven oder 7 Tage lang 24 Stunden über am Rödeln. So gefalle es dem Spätkapitalismus, schreibt Jonathan Crary, »Schlaflos im Spätkapitalismus« heißt das Buch des Kunstwissenschaftlers an der New Yorker Columbia University. Er hat den Schlaf als die letzte innere Schranke gegen totale Kapitalverwertung und -akkumulation ausgemacht. Heute werde die individuelle und soziale Identität so umgemodelt, dass sie mit der ununterbrochenen Tätigkeit der Märkte, Informationsnetze und anderer Systeme in Einklang gebracht wird. Das Twenty-four-seven-Milieu sehe aus wie eine menschliche Welt, sei aber nur ein Modell mechanischen Funktionierens. Der Mensch im uns geläufigen Sinne werde mit Hilfe der Digitaltechnik gerade abgeschafft. Aber doch nur beinahe. Denn: »Als das verbleibende Haupthemmnis, das letzte der von Marx sogenannten Naturhindernisse für die vollständige Durchsetzung des Twenty-four-seven-Kapitalismus, lässt sich der Schlaf nicht beseitigen.« – Noch mal Schwein gehabt. Ja, mehr noch: »Es könnte sein, dass die Vorstellung einer Zukunft ohne Kapitalismus in Gestalt von Träumen im Schlaf beginnt.« Na also: schlafen und hübsch weiterträumen!

37

›Speedy Intellektuales‹

Vormittags trinkt Robert Menasse viel Kaffee, weil es die Neuronen beschleunigt. Es jagt aber auch die Pumpe hoch, sodass er am Nachmittag Bier trinken muss, damit sich der Puls wieder normalisiert. Harald Martenstein erinnert sich an 12 Tassen Kaffee, die einmal nötig waren, damit es mit der Kolumne noch rechtzeitig etwas wurde. Bei Balzac sollen es gewöhnlich 50 Tassen pro Tag gewesen sein, so meine Französisch-Lehrerin am Gymnasium. Ob sie sich da nicht verzählt hat? Dass Sartre eine Unmenge Amphetamine geschluckt hat, ist jedenfalls durch Simone de Beauvoir verbürgt. Dylan Thomas endlich fiel laut Augenzeugenbericht nach dem 14. Glas Whisky

ins finale Koma. Selbstredend waren das keine Schnapsgläschen, sondern normale Gläser, aus denen man sonst sein Guinness trinkt, stelle ich mir vor.

Könnte man sagen, was bei Harald Welzer »Extraktivismus« heißt – die rücksichtslose Ausplünderung der Natur und der Erde –, das gibt es auch auf individueller Ebene? Speziell im Selbstverhältnis der intellektuell, schriftstellerisch, künstlerisch Produzierenden. Die Kreativitätsressourcen und -reserven ausplündern bis zum Anschlag. Raubbau an der eigenen Substanz, ohne Rücksicht auf natürliche Schranken des psychophysischen Organismus. Aus sich herausholen, was irgend herauszuholen ist, »Fracking nach innen«. – Der ethnologische Blick von außen auf uns selbst, wie er hier nützlich sein könnte, ist nicht geschult. Entrüstungsbereitschaft regt sich nur beim Fernblick auf kulturelle Andersheit, ausgemergelte Asketen im Himalaya, Fakire auf dem Nagelbrett.

Der Intellektuelle, der den Yogi in sich integrierte, würde übungsbedingt, dank der Leitplanken seines yogischen Exerzitiums, bereits in einem veränderten mikrokulturellen Setting oder Framing operieren, durch welches er effektiver als jede subjektive, moralische Vorsatzbildung dies könnte, gegen Extraktivismus gefeit wäre. Falls solches dann überhaupt noch nötig sein sollte. Schließlich provozierte die yogische Strukturvorgabe die yogische Erfahrung: Einmal nirgendwohin zu wollen oder zu müssen; in dem Bewusstsein, dass man woanders als in der Gegenwart *im Guten* ohnehin nie ankommen kann. – Ein schöneres Geschenk als diese Erfahrung kann der Einzelne – ob Intellektueller oder nicht – der heutigen Kultur gar nicht machen.

38

Kontemplativer und Wolf

Wie geht die Steigerung von »betrachtend« oder »kontemplativ«? Und wie lautet der Superlativ? Richtig! Wir Best-Ager-Bildungsbürger haben unsere Nachkriegsklassiker intus. Von wegen »Fuck you Goethe«. Die jugendlichen Rabauken haben keinen blassen Schimmer. Hat Goethe nicht auch gerappelt? Doch der Reihe nach, sonst schmeißen wir alles durcheinander.

Manfred Osten, ein Grandseigneur der Diplomatie und ein Intellektueller alter Schule, hat aus Goethe – »Alles veloziferisch« – den Beschleunigungsphobiker herauspräpariert. Und erörtert in diesem Zusammenhang

(ein Kapitel des Essaybändchens hat dies zur Überschrift) auch die Frage: »War Goethe Mohammedaner?« – Lässt sich das noch toppen? Ja doch, ich bräuchte nur zu fragen: War Goethe Yogi? Und hätte auch schon die Lacher auf meiner Seite. Doch »Übereilungskritiker«, das kann Manfred Osten belegen und da gibt es dann auch nichts zu lachen, war Goethe auf alle Fälle. Und, im Gegenzug, ein sich literarisch zur »Vita contemplativa« Bekennender. Speziell der alte Goethe, wie er sich druckreif seinem Eckermann anvertraut. Osten durchkämmt aber das gesamte Spätwerk und fördert dabei auch allerlei »Kalendersprüche« für den »kontemplativen Hausfreund« zutage. So die fabelhafte Maxime aus den »Wahlverwandtschaften«, die da lautet: »Die beste Rettung: Gegenwart des Geists!« Volltreffer, »kontemplativer und Wolf! Nebenbei gefragt: Hat Hartmut Rosa – SZ-Autor Alex Rühle nennt ihn den »Entschleunigungspapst« – Goethe gelesen? Er redet immer so rasend schnell bei seinen öffentlichen Auftritten, selbst dann, wenn er über Entschleunigung spricht.

Unser Goethe. Die Allzweckwaffe im Kampf gegen Beschleunigungs-terror und Aufmerksamkeitsdemenz. Ja, wogegen hilft sie eigentlich nicht! Im Frühjahr 2014, kaum war der Mai gekommen, tourten Manfred Osten, Rüdiger Safranski und Sahra Wagenknecht – die schöne Sahra verdankt dem Olympier einen Dokortitel – das schwere Geschütz mit sich führend durch die deutschen Lande. Man fragt sich, muss das sein, haben Deutschlands Kabarettisten nicht Stoff genug? Wo ihnen die Realsatire täglich frei Haus geliefert wird.

Im Ernst: Manfred Ostens essayistische Betrachtungen zum kontemplativ imprägnierten Spätwerk Goethes schaffen es spielend, gewisse Fragen *nicht* zu stellen. Welche man als die »Fragen eines *intellektuellen* Lesers« aber besonders gern beantwortet sähe, wie Brechts »lesender Arbeiter« die von den Verfassern der Geschichtsbücher notorisch nicht stellten. – Goethes prinzipielle Favorisierung der *Betrachtung* gegenüber allem Handeln, durch welches das Unheil in die Welt komme, so behauptet Osten, harre der Entdeckung. Etwas Zukünftiges. Einstweilen seien Goethes Schriften, insonderheit die späten, »Schläfertexte« – womit Osten nicht sicherheitsgefährdendes Schrifttum meint und dass der Verfassungsschutz hier geschlafen habe. Was meint er dann? Dies: wenn der kontemplative Riese erst einmal erwacht bzw. von uns geweckt werde, hätte die Welt der Beschleunigung und der Beschleuniger allen Grund, vor ihm zu zittern und in die Knie zu gehen?

Ist der Entschleunigungs*diskurs* – sei er nun speziell kontemplativ eingefärbt oder nicht – nicht die obligate Begleitmusik aus dem Kultursektor

zu den Mobilisierungs- und Beschleunigungsschüben der Moderne seit jeher? »Kulturelle Kompensation« à la Odo Marquard im schlechten Sinne? Bedürfte es nicht, wenn schon, einer robusten Entschleunigungs*praktik*? Deren Kriterien eine »Slow-food«-Initiative, ein Candlelight-Dinner, ein Urlaub unter Palmen oder eine beschauliche Goethelektüre gewiss nicht erfüllen. – Was dem Autor Manfred Osten möglicherweise gar nicht verborgen geblieben ist. Hat er uns doch lediglich mit einem »von einem Liebhaber für Liebhaber« geschriebenen Text beglücken wollen.

39

Nichtbehördliche Nachfrage zu Sloterdijks doppelter Staatsbürgerschaft

Bei der Entgegennahme des Ludwig-Börne-Preises bekennt Sloterdijk einleitend, dass zu einem »öffentlichen Intellektuellen von einer gewissen Sichtbarkeit« zu werden keineswegs der »ersten Natur«, seiner »Neigungen« entsprochen habe. »Wäre es nach mir gegangen, sagen wir besser nach meinem psychischen Ausgangsmaterial, so wäre ich früheren Neigungen treu geblieben, wie sie in ersten Büchern zutage treten. [...] Nie hätte ich einen zwingenden Anlass gelten lassen, der meditativen Provinz den Rücken zu kehren, in der ich mich aufhielt, seit ich in Indien zu Ende der 70er Jahre die Luft von anderen Planeten geatmet hatte. Ich hätte das Dasein unbeirrt als Hirtenspiel begriffen und mich am Hang des großen Feldbergs eingemietet, um badische Bukolika zu verfassen.« – Die hat er uns erspart. Stattdessen »Globen«, »Sphären«, »Blasen«.

Dem Feldbergidyll folgt in Sloterdijks Rede die Bemerkung: »Es musste einiges zusammen kommen, um aus einem Menschen, der alles mitbrachte, was zu einem erfolgreich verschwindenden Weltflüchtling gehört hätte, gegen jede psychologische Wahrscheinlichkeit einen öffentlichen Intellektuellen zu machen, zumindest dem Phänotypus und dem äußeren Anschein nach. Ich habe mich ja für die doppelte Staatsbürgerschaft entschieden und meinen Pass zur zweiten Welt behalten, die zuvor die erste war.« – Seinen Papieren nach will Sloterdijk Bürger der meditativen Provinz geblieben sein. Deren Bewohner er nie gewesen ist, laut Selbstauskunft, den Hirtendienst am großen Feldberg hat er niemals angetreten. Der Intellektuelle, der er wurde, hat ihn daran gehindert. Obwohl dieser Intellektuelle bloß »Phänotypus«, nur einer dem »äußeren Anschein nach« ist. In Wirk-

lichkeit aber bzw. als Genotyp Ureinwohner der meditativen Provinz, soll heißen ein Meditierender oder Yogi.

Alles in allem ein ziemlicher Kuddelmuddel. In Sachen doppelter Staatsbürgerschaft steht aber immerhin so viel fest: Es kann sich nur um eine nominelle oder papierene handeln. Denn Sloterdijk denkt sich seinen meditativen Provinzler als »erfolgreich verschwindenden Weltflüchtling«. Dies lässt nur ein Entweder-Oder zu. Und damit kommt der einzig relevante und wirklich interessante Fall, der womöglich etwas bewegen könnte in der Welt, nämlich der eines Sowohl-als-auch, »Intellektueller *und* Yogi« in Sloterdijs Kalkül erst gar nicht vor.

Sagen wir es so: Der »öffentliche Intellektuelle von einer gewissen Sichtbarkeit« Peter Sloterdijk ist in ein Alter eingetreten, da ihm lebensgeschichtliche Legendenbildung angesagt erscheint und nicht radikales Fragen. Und in diesem Zusammenhang hat die etwas konfuse Ausführung über meditative Provinz und doppelte Staatsbürgerschaft ihren performativen Sinn, den der rhetorischen Blasenbildung.

40

Suchbegriff »meditative Provinz« oder: kein Ort nirgends

Im Schwarzwald soll es bis vor kurzem – vielleicht ist es auch schon länger her – noch Funklöcher gegeben haben, Täler, bis zu denen die Mobilfunkstrahlung noch nicht vorgedrungen war, sozusagen aus der Welt gefallene Nicht-Orte. Den Ableger der »meditativen Provinz« am Abhang des großen Feldbergs hat es dagegen überhaupt nie gegeben. Ja, der Gedanke einer meditativen Provinz selbst, ein Verschnitt aus Hesse-Reminiszenz und Entschleunigungsidolatrie, ist – in Dobellis Worten – einfach »Schrott«, auch wenn er nicht aus poststrukturalistischen Nebelwerfern kommt, sondern von Sloterdijs Blasenbildung. Im Übrigen käme es den »Herren dieser Welt« – denen, die das Tempo vorgeben – zupass, wenn diejenigen, die auf der Strecke bleiben oder von sich aus am »Rattenrennen« nicht mehr teilnehmen, sich in einer meditativen Provinz – in Sloterdijs Worten – als »erfolgreich verschwindende Weltflüchtlinge« kurzerhand selbst entsorgten. Sie würden das global und systembedingt anwachsende Heer der »Überflüssigen«, von dem bei Ilija Trojanow zu lesen ist, nicht noch

vermehrten. Vor dem endgültigen Verschwinden dürften sie sich Zeit lassen fürs Hirtenspiel.

Von Weltflüchtigen wie dem »Eremiten im Bambusgehölz« – so hat es sich Hesse vorgestellt – dringen ab und an Morsezeichen in die ›Normalwelt‹, um dieselbe auf Kurs zu halten. Und erfolgreich verschwinden lässt er seinen obersten Glasperlenspieler, Magister Ludi Josef Knecht, wohl auch nur verlegenheitshalber. Die Geschichte muss zu Ende kommen. Hesses Kastanienphantasie im »Glasperlenspiel« spinnt literarisch das seit Augustinus kanonisierte Zwei-Welten-Theorem fort, mit mehr oder minder kompatiblen Anleihen beim indischen Sadhu-Asketismus. Gegenüber der ›ersten Welt‹ stehen die von deren Realitätsprinzip befreiten ›Zweitwelter‹ Kastaliens zudem unter Rechtfertigungsdruck: Sie möchten bitteschön »liefern«, wie man heute sagen würde, sprich, die weltlichen Funktionseliten mit erstklassigen Absolventen eines geistesaristokratischen Curriculums versorgen. Kurz, sie mit »Exzellenz« ausstatten.

Im One-World-Systemfunktionalismus wird aus einem Zwei-Welten-Denktraditionalismus Denkschrott. Was vielleicht noch phänotypisch nach meditativer Zweitwelt aussieht, dürfte weitgehend der Systemlogik der ersten unterliegen. Sich in der Wellness-Oase regenerieren und dann wieder wacker die Sprossen im Hamsterrad treten. – Wie also – die Frage geht an ein Intellektuellengehirn, das nicht, als Phrasendreschmaschine oder Schrottpresse, unter dem eigenen Level operieren möchte – das Meditative denken, d.h. konzeptualisieren, sodass es *einen Unterschied macht*?

41

Aus dem Stand

Für den Yogi – er ist als globalisierter Typus in der Regel nicht der »Einsiedler im Bambusgehölz« sondern Stadtbewohner – ist, sobald er sich zu den Zeiten seiner Übung auf das Meditationskissen begibt, an Ort und Stelle ›meditative Provinz‹. Weshalb es dieselbe einmal mehr als fixen geographischen Ort nicht gibt. Das yogische Exerzitium – seine Standardform wird am besten durch das Kürzel *Sitzen in Stille* wiedergegeben – ist äußerlich die voraussetzungsloseste Übung von der Welt. Praktizierbar gewissermaßen ›aus dem Stand‹. Einer speziellen Ausstattung oder Ausrüstung, wie bei sportlichen oder Wellness-Übungen, bedarf es nicht. Wo ein stabiles Sitzkissen nicht zur Hand ist, improvisiert

der Yogi. Selbst ein Küchenstuhl tut es. Wenn auch nicht – wie der unübertreffliche Lotussitz – in puncto Perfektion und Eleganz. Was freilich einer Übung keinen Abbruch tut, der es im Kern um anderes als Perfektion und Eleganz geht.

Worum geht es ihr, der yogischen Übung? Um es zu repetieren: Zur Ruhe-Kommen der Reflexionsprozesse, Verebben des inneren Monologs, Schweigendes Gewahrsein. Befördert einzig und allein durch ein intelligentes Arrangement, ein geschicktes Setting: Unbewegtheit des Körpers bei aufrechter Sitzhaltung, Sammlung der Aufmerksamkeit auf die natürliche Atmung. Von der sanften Beharrlichkeit steter Zurücklenkung der Aufmerksamkeit auf den gleichmäßig ein- und ausströmenden Atem abgesehen, unternimmt der Übende keinerlei Willensanstrengung. Er verharret absichtslos. Er tut nichts, ist lediglich Zeuge eines Übungsablaufs, der von selbst der ihm inhärenten Gesetzmäßigkeit folgt.

Darf man den Intellektuellen Tim Parks einen Yogi nennen? Einen von der urbanen Sorte, wie sie heute global in Erscheinung tritt? Ob er sich selber so bezeichnen würde, weiß ich nicht. Dass er das yogische Exerzitium praktiziert, davon jedenfalls kann man sich bei der Lektüre seines autobiographischen Berichts »Die Kunst stillzusitzen« überzeugen. In seinem Haus in Italien, wo er mit Ehefrau und Kindern lebt, übt sich der mit seinen Büchern international erfolgreiche Romancier allmorgendlich zu früher Stunde in der yogischen Disziplin des stillen Sitzens. Seine Übung – Parks hält sich an die buddhistische Achtsamkeitsmeditation – gleichsam ein Nukleus der Andersheit im differentiellen Einerlei der strikt getakteten Routinen einer Intellektuellenmenage, den familiären wie den beruflichen Pflichten abgetrotzt und beharrlich gegen diese verteidigt. Während des Übens braucht es gewöhnlich eine Zeit lang, so der mitgeteilte Erfahrungswert, bis das Gedankenkarussell im Kopf still steht und sich augenblicksweise reines Gegenwärtigsein einstellt.

Yogisch Unbeleckten drängt sich die Frage auf: Hat so einer das nötig? – Bitter nötig sogar, müsste man im Falle Parks' erwidern. Schildert sein Report doch drastisch die Malaise, in die er durch soziale Überangepasstheit als umtriebiger Erfolgsautor geraten ist und wie er, als sich vom chirurgischen Eingriff bis hin zum Ratgebertipp sämtliche Therapievorschlüsse für seine heftigen psychosomatischen Beschwerden entweder als Blindversuch oder Makulatur erweisen, seine Vorbehalte aufgibt – die auch er als Intellektueller zunächst hatte – und es mit Achtsamkeitsmeditation versucht. Mit durchschlagendem Erfolg, wie sich dann zeigt. Was die yogische Übung aber nicht einfach in die Schublade »psychosomatische Selbst-

heilungstechnik« steckt, auch wenn die Waschzettelwerbung des Verlags in diese Richtung zielt und der Autor ebenfalls diese Klaviatur bedient. Immerhin lässt er neben den »körperlichen« die »enormen geistigen Veränderungen« nicht unerwähnt, wie sie auch bei ihm mit der kontinuierlichen meditativen Übung einhergehen und den Anlass zu derselben, seine »Krankheit«, ihm als »Glücksfall« erscheinen lassen. Die Leser erfahren so wenigstens durch die Blume, dass bei einem Intellektuellen konventioneller Bauart mitunter schon ein heftiger Schlag erforderlich ist, ihn auf die fällige Transformationsspur zu setzen, die nämlich hin zu einer Personalunion des Intellektuellen *und* des Yogi.

P. S. Vom Linksintellektuellen Matthias Greffrath erschien seinerzeit im altintellektuellen Wochenblatt DIE ZEIT eine regelrechte Eloge auf »Die Kunst stillzusitzen«. Greffraths Artikel trug die Überschrift »Der wandernde Schmerz«. »Heutzutage frisst der Geist den Körper auf. Wir sind zu Hirnvampiren geworden, die sich selber den Lebenssaft aussaugen.« So zitiert er zum Auftakt den an keiner Stelle um ein drastisches Bild verlegenen Parks. Diesem sei eine »Inspektion der abendländischen Aktivitätskultur« gelungen, die auf der Seite der Subjekte, sobald sie sich zu spüren beginnen, einen »einzigen Schmerz« zutage fördert. Als gesellschaftsweite Problematik erkannt, führe dies »möglicherweise« zur Einleitung einer »größeren Politikwende«. »Bekanntlich bewegt man sich immer erst wenn es richtig weh tut«, resümiert Greffrath Parks' individuelle Geschichte. »Im Großen und Ganzen aber«, so sein abschließendes Urteil, »ist der Schmerz noch nicht stark genug«. – Bei solch nonchalant kategorischem Bescheid den *objektiven* Stand der Dinge und das *ganz allgemein* Erforderliche betreffend, hätte der geneigte Leser wenigstens andeutungsweise gern noch erfahren, wie es der Intellektuelle Greffrath seinerseits hält mit der Übung des »immer tiefer in die Arbeit der wortlosen Konzentration«, wie er sich ausdrückt. Soviel Indiskretion des Nachfragens muss in diesem Fall erlaubt sein, ja, man muss der intellektuellen Redlichkeit halber sogar auf ihr bestehen. Weswegen ich auch nicht annehme, dass, wer Parks' Geschichte der Selbsttransformation eines Intellektuellen mit Aplomb rezensiert, sich guten Gewissens auf die Schopenhauer zugeschriebene Ausflucht zurückzüge, »ein Wegweiser geht nicht selbst den Weg, den er weist«.

Nie im schönen grünen Stuhl seiner Oma gesessen

Der Journalist Alex Rühle, ein intellektueller Kopf allein schon weil bei der »Süddeutschen« akkreditiert – »ein großes Buch«, urteilte die SZ über Parks' »Die Kunst stillzusitzen« –, wollte nicht länger, ob still oder nicht still und also zappelig, vor seinem Laptop sitzen resp. seinen Blackberry befingern und pausenlos im Netz unterwegs sein, weshalb er sich anno 2009 für ein halbes Jahr unter digitalen Entzugszwang setzte. Um während dieser befristeten, internet-abstinenten und handy-freien Zeit zu »schauen, ob sich die Lebensqualität ändert, wenn ich auf das Netz verzichte. Ob es [...] stiller wird. Konzentrierter. Gerichteter. Ob das Leben dadurch den breiten Rand bekommt, von dem Thoreau einmal in ›Walden‹ spricht«. Denn für Rühle war, wie für die meisten seiner Zeitungskollegen, der Blackberry zum ›Crackberry‹, sprich zum Suchtmittel, geworden. Das, wie bei einer jeden Sucht, den Alltag nicht vergoldet, sondern ihn mit dem Grauschleier der Beschaffungshektik und der Atemlosigkeit überzieht.

Nehmen wir das Ergebnis seines Schauens vorweg: Eigentlich *nicht*, es wird dadurch nicht stiller, konzentrierter usw. Der hippelige Internet-Junkie – und Rühle redet hier von sich als Typus – ist auch schon in prädigitalen Zeiten ein mentaler Zappelphilipp und informationssüchtig gewesen. »Die unersättliche Wunschmaschine läuft (bei Netzentzug) so weiter wie zuvor auch. Ich dachte ja, dieses quälende Gefühl des Verpassens, des untergründigen Drucks, immer noch mehr in dieselbe Zeit pressen zu wollen, werde vom Netz verstärkt. Inzwischen bin ich mir da nicht so sicher. Derselbe nervöse Mangel und Optionenterror plagte mich ja schon 1999, im südindischen Metupalayam ...« Welch letzteres, nebenbei bemerkt, die Leser seines digitalen Fastentagebuchs en passant davon in Kenntnis setzt, dass auch der ›Kopfmensch‹ Rühle auf seine spätjuvenile Indienfahrt zurückblickt – wie Peter Sloterdijk, füge ich hinzu.

Folglich liegt es gar nicht am Digitalismus, dem Netz und all den Gadgets. Nicht erst der ›User‹ ist aufmerksamkeitsdefizitär und zerstreungsmalad. Homo sapiens sapiens ist von Hause aus mental marode, mindestens hochgradig ablenkungsanfällig. Da kann es mit dem Ablenkungsgenerator Internet so viel schlimmer auch nicht werden. Weswegen Rühle auch nicht weiß, ob er sein »aktuelles Fastenexperiment der Menschheit als lebensbereichernde Technik empfehlen sollte«. Seine »gehetzte Unruhe bei der Arbeit« sei dieselbe wie vor dem digitalen Entzugsexperiment. »Eine der größten Unaufrichtigkeiten im kritischen Reden übers Netz ist,

dass man es oft so isoliert betrachtet. So als müsse man nur mal fünf Tage ausschalten, und schon sprudele aus uns aller geheimem Lebensquell erfüllte Zeit hervor wie leise sprudelndes Heilwasser. So als sei das Netz an all unseren Daseinsdeformationen schuld. Und als sei man selber halt ein wenig undiszipliniert, müsse sich nur mal am Riemen reißen und abschalten, schon sei das Leben ein Ballsaal stillen Glücks«. Womit sich ihm die Ausgangsfrage seines Selbstversuchs schon nach kürzester Zeit mit einem klaren *Nein* beantwortet hat: Er würde gerne wissen, »inwieweit die Tatsache, keinen Internetzugang und keinen Mailanschluss zu haben in unserer vernetzten Welt einen ähnlich einschneidenden Schnitt bedeutet wie seinerzeit Thoreaus' Umzug in die nahe gelegenen Wälder«.

Doch nicht nur, dass sich diese – sagen wir für einen intelligenten Kopf ziemlich naive – Erwartung nicht erfüllt, das Gegenteil tritt ein. Rühles selbst auferlegte Plackerei mit einem analogen Arbeitsalltag, dessen technische Infrastruktur und zum Teil auch soziale Voraussetzungen längst abgewickelt sind, lehrt ihn die Vorteile des Netzes mehr denn je schätzen. Wenn »der Großimperator und Angstmogul Frank Schirrmacher« in seinem »Hirnschocker« (gemeint ist der netzkritische Alarmismus des Pamphlets »Payback«) so tue, »als stünde allein wegen des Googlegeprasels das ultimative Ende des selbstbestimmten Menschen bevor«, dann möchte der digital Entzugsgeschädigte Rühle »zum glühenden Netzapologeten« werden. – Das Unergiebige, ja Kontraproduktive und bei ein wenig vorausschauender Überlegung im Vorhinein Kontraindizierte seines Offline-Marathons schon sehr bald vor Augen, sind Rühles Tagebucheintragen sichtlich darum bemüht, dem Leser das Experiment trotzdem irgendwie interessant erscheinen zu lassen. »Ich schwanke zwischen euphorischer Sehnsucht nach der Wundermaschine und beeindrucktem Staunen darüber, wie rasend schnell sie die Welt aufsaugt.« Und, folgerichtig, am Ende die »Sandburg« seines analogen Halbjahres-Intermezzos wegschwemmt.

Verführt die digitale »Wundermaschine« zum Egotrip des informationellen *Alles, Sofort und Vollständig*, so hat sich Alex Rühle für einen im doppelten Sinne analogen Egotrip entschieden, einen mit umgekehrtem Vorzeichen, minus statt plus. Sich selbst und uns will er beweisen: Offline geht auch, »ich kann Entzug«, sogar total und ein halbes Jahr lang. Auch wenn außer dem Beweis als solchem nichts dabei heraus kommt oder, vornehmer ausgedrückt, die Nachhaltigkeit des Experiments gleich Null ist. Jedenfalls lässt das hektische Hochfahren sämtlicher Rechner pünktlich auf die Minute nach Ablauf der festgesetzten Fastenzeit nichts Gutes

ahnen. Nichts, was auf eine Verhaltensumstellung, geschweige denn eine ›existenzielle Verwandlung‹ des Probanden hindeuten würde.

Als kontraproduktiv muss man Rühles Selbstversuch, der den fatalen Steigerungszwängen des Digitalismus mit der falschen oder Scheinalternative eines einmaligen digitalen Sabbat-Halbjahrs entkommen wollte, vor allem deswegen einstufen, weil er den Blick für das *produktiv Mögliche* einmal mehr verstellt. Und einen ›Erkenntnisdurchbruch‹ in dieser Hinsicht vermochte offenbar auch die rasche Entdeckung nicht in die Wege zu leiten, dass Ablenkung und Unkonzentriertheit nicht mit dem Netz in die Welt gekommen sind, dass es sich dabei vielmehr um eine quasi konstitutionell bedingte Anfälligkeit des Homo sapiens sapiens handelt, der mit einer zugleich ›niederschwelligeren‹ und systematischeren Verhaltensmaßregel begegnet werden müsste. Belesen und bildungsbeflissen wie es sich für einen Intellektuellen ziemt, zitiert der Tagebuchschreiber diverse hochkarätige Stimmen, die den ›menschlichen Mangel – oder, wenn man so will, das mentale ›Mängelwesen Mensch‹ – deutlich genug bezeugen. Fernando Pessoa schreibe in seinem »Buch der Unruhe«, zwischen 1913 und 1934 entstanden, »vom vergebliehen Bestreben, bei sich selbst zu sein. So als seien die Ablenkung und die Entfremdung von uns selber Grundkräfte«. Und Heideggers in »Sein und Zeit« aus dem Jahr 1927 nachzulesende Begriffstrios für rastlose Neugier, könnte, meint Rühle, genau so gut »aus Pamphleten gegen die Ablenkungskraft des Internets stammen«: *Unverweilen, Zerstreuung, Aufenthaltslosigkeit*. Aber wie viele auch noch so einschlägige Zitate er zum Beleg der allgemeinen, ›überzeitlichen‹ und also nicht digital verursachten Aufmerksamkeitsmisere anführt, eine *realistische Praxisidee*, wie dem zu begegnen wäre, hat Rühle darum noch nicht.

Oder sollte er sie kurioserweise doch haben? Nämlich in dem Sinne, dass ein Paradigma dieser Praxisidee in Rühles Notizen sogar vorkommt – bloß, dass sie nicht zündet, dass sie *bei ihm* nicht gezündet hat. Und von was Anderem könnte dabei die Rede sein, als wiederum von der *Kunst still-zusitzen*. Bei Parks, wir erinnern uns, handelt es sich um die altbuddhistische Achtsamkeitsmeditation *Vipassana*, hier bei Rühle jetzt um *Zazen*, das zenbuddhistische Pendant. Bereits als Student habe er an mehrtägigen Zen-Übungen, *Seshin* genannt, teilgenommen und mitten in der Ödnis seines digitalen Ramadans erinnert sich nun der Diarist an ›ein paar schöne Erfahrungen‹ von damals. Ja, erinnert sich nicht nur, sondern fährt nochmals hin, in jenes irgendwo in der norddeutschen Provinz gelegene Meditationszentrum, um dort gemeinsam mit anderen Übenden wieder in Stille zu sitzen – wie lange? *einen* Tag lang. »Einatmen. Ausatmen. Still sein. Es riecht leicht nach Weihrauch, so wie damals. Man hört draußen

den Regen auf den Kies tropfen, so wie damals. Ich sitze auf einem schwarzen Kissen und schaue auf die Raufasertapete, in der ich schon damals nach wenigen Minuten des Sitzens immer Figuren zu erkennen glaubte, ein Reh, ein Auge, eine springende Frau. [...] Und meine Knie schmerzen, noch mehr als damals. Einatmen. Ausatmen. Mann, hab ich Hunger. Das letzte Mal, dass ich 25 Minuten am Stück ruhig gehalten habe, war im Computertomographen. Ein Orthopäde machte zu Beginn des Winters ein Bild von meinem Knie und stellte fest, dass mein Innenmeniskus total zerfetzt ist. Heute stelle ich während der ersten 25 Minuten Sitzen einmal mehr fest, dass mein Konzentrationsvermögen total zerfetzt ist.«

Bereits am ersten und einzigen Tag seines erneuten Aufenthalts hatte sich damit die ihn ebenfalls zum abermaligen Besuch motivierende Frage beantwortet, »ob ich jetzt, wo ich offline lebe, vielleicht zentrierter bin als sonst«. Fehlanzeige. Und darüber hinaus ein intellektueller Offenbarungseid. Denn was besagt der desaströse Befund »total zerfetztes Konzentrationsvermögen« anderes als eben dies. Zen-Meisterin Gundula möchte den Entmutigten noch zum Bleiben animieren, anders als damals sei es für den mittlerweile 40-jährigen genau die richtige Zeit. Aber Rühle hält sich – »einatmen, ausatmen, Geplapper« – für einen hoffnungslosen Fall.

Tim Parks ist »dran geblieben«, es ging ihm ja auch wirklich dreckig. Sollte es bei Rühle daran gelegen haben, dass es ihm noch nicht dreckig genug gegangen ist? Es muss nicht daran gelegen haben, als Intellektueller verfügt man noch über andere Möglichkeiten, sich auf diesem Weg – auf dem Weg hin zu einem konsequent praktizierten yogischen Exerzitiu – »erfolgreich« ein Bein zu stellen. Rühles ironischer Tonfall – »ganzheitliches Instantglück«, »stille Stammhirnfreuden« und ähnliche Wertungen – genügt, um zu wissen, wie der Hase läuft. »Abwehr mittels Ironisierung« heißt bei Intellektuellen der altbewährte Verdrängungsmechanismus.

Zerschundene Knie kommen als Ausrede oder Entschuldigung übrigens nicht in Frage. Zum die Knie strapazierenden schwarzen Sitzkissen gibt es schließlich Alternativen. Rühle weiß das, denn eine solche findet ausdrücklich bei ihm Erwähnung: der »schöne grüne Stuhl seiner Oma«. Unter dem 27. Dezember steht im Offline-Tagebuch: »Kein Wunder« – wie so eigentlich, denn das wundert einen schon! – »dass ich bislang nie entspannt in dem schönen grünen Stuhl von meiner Oma saß, den ich mir vor Beginn des Experiments ans Fenster gerückt habe, um von hier aus als freier analoger Mensch den Blick über die Alpen schweifen zu lassen.« In Wahrheit – ich habe keine Hemmung, den Tagebuchautor an dieser Stelle der Unaufrichtigkeit zu zeihen – hat ihn nichts wirklich oder ernstlich dar-

an gehindert, sich ein- oder zweimal für ca. eine halbe Stunde still auf diesen Stuhl zu setzen und den Blick wohin auch immer schweifen zu lassen. Das wäre exakt die Art *regelmäßiger methodischer Unterbrechung* gewesen, die gleichzeitig niederschwellige und methodisch-systematische Übung, welche – ein halbes Jahr durchgehalten – seiner »psychischen Atemnot« höchstwahrscheinlich abgeholfen hätte, gegen die das halbe Jahr digitaler Totalunterbrechung bei ihm nichts auszurichten vermochte.

Allein zu dieser von ihm leider unterlassenen Übung und zu keiner anderen – einer Übung freilich, der alles Spektakuläre fehlt und aus der sich auch kein publizistisch vermarktbare Tagebuch extrahieren ließe –, einzig aus dieser ganz und gar unscheinbaren und von seinen Kollegen wahrscheinlich nicht einmal registrierten Übung passte das von Rühle so emphatisch notierte »künstlerische Credo Cézannes«: »In sich alle Stimmen der Voreingenommenheit verstummen lassen, vergessen, vergessen, Stille machen, vollkommenes Echo sein.« Und nur wenn Rühle jene Übung nicht mutwillig verpasst hätte, würde erst recht gepasst haben, was er an der gleichen Tagebuchstelle dazu außerdem noch imaginiert: »Den Satz« – Cézannes Satz – »würde ich mir gerne ausschneiden und riesengroß über mein Experiment hängen. Von dort her würde er streng und grimmig auf mein momentanes Gerede herunterschauen.«

43

Unterbrechungskünstler

Von Überlebenskünstlern ist bisweilen die Rede, auch von Überraschungskünstlern. Von Unterbrechungskünstlern zu sprechen dagegen, ist gewöhnungsbedürftig. Wie die yogische Übung selbst, die der Unterbrechungskünstler nach der hier vorgestellten Façon praktiziert.

Mit dem Ende des »ideologischen Zeitalters« aus der »Gottesposition« vertrieben und in Folge einer Jahrzehnte währenden Demokratisierung des Bildungserwerbs und der Wissensdistribution – der egalisierte Informationszugang im Netz war der letzte Schritt auf diesem Weg – inzwischen auch aus der privilegierten Stellung des gesellschaftskritischen Vordenkers und »Wächters der Gerechtigkeit« entlassen, stehen Intellektuelle heute gleichsam nackt da, ihrer angestammten »Raison d'être« beraubt. Auch wenn einige von ihnen es nicht wahr haben wollen und in gewissen Abständen triumphalistisch die Rückkehr der Intellektuellen auf die

öffentliche Bühne verkünden. Sobald z.B. anlässlich eines größeren politischen oder gesellschaftlichen Skandals die Fieberkurve medialer Erregung in die Höhe schnellst und in den großen internationalen Tageszeitungen der obligatorische Appell renommierter Autoren »ganzseitig abgedruckt« erscheint. So als hätte man es mit einer Spezies von Überlebenskünstlern zu tun. Deren Überlebenskunst ihr Starrsinn wäre: trotz obsolet gewordenem Rollenschema stupides Festhalten an dessen Dramaturgie.

Nicht als vermeintliche Überlebenskünstler haben Intellektuelle noch eine Zukunft. Gefragt wäre vielmehr der *Unterbrechungskünstler*, der als »Hüter der Aufmerksamkeit« fungiert. Der eigenen Aufmerksamkeit. Nicht der der Anderen. Diese müssen ihre Aufmerksamkeit schon selber hüten. Höchstens könnte Ihnen das Beispiel der sich in Unterbrechung übenden Intellektuellen eine Orientierungshilfe sein. Was das *aufmerksamkeitspraktische* Verhalten dieser Intellektuellen – unabhängig von ihrem *diskursiven* Verhalten, ihren sachlichen Voten im deliberativen Meinungsstreit – als ein gesellschaftlich exemplarisches auswies.

Doch Pardon, für die Begriffsstutzigen, die jetzt fragen: was soll denn das für eine Unterbrechung sein? zunächst noch einmal einen Schritt zurück. Wenn gemeinhin von Unterbrechungen die Rede ist, sind es solche, die man gerne vermieden sähe. Gewöhnlich stört es, unterbrochen zu werden, zumal bei einer Lieblingsbeschäftigung. Darum geht es aber nicht. Von Belang ist der transitive Wortsinn von »unterbrechen«, wie das Kompositum Unterbrechungs-Kunst genaugenommen auch anzeigt. Der Unterbrechungskünstler unterbricht – nicht die Anderen, sondern sich selbst. Er unterbricht die »schlechte Unendlichkeit« von Gedanken- und Handlungsketten. – Machen das Geistesarbeiter nicht sowieso schon immer? Ihre geistigen Lockerungsübungen. Den Griffel hinlegen und Luft schnappen, Musik hören oder einen Krimi lesen wie der alte Bloch.

Die »Kleinkunst« der Unterbrechung in Ehren. In der heutigen Krise der Aufmerksamkeit ist das aber zu wenig. Unkonventionelle Problemlagen verlangen eine unkonventionelle Antwort. Die yogische Kunst der »großen Unterbrechung« ist eine solche. Auch wenn sie nicht für diesen »Lösungszweck«, ja für überhaupt keinen endlichen Zweck als dessen Mittel ersonnen wurde. Und ihre *Weltpause*, die Auszeit gedankenfreier Aufmerksamkeit, als ebenso *selbstzweckhaft und in sich befriedigend* zu veranschlagen ist wie Hannah Arendts »Epoché« des reinen Denkens als höchstem menschlichem Selbstaussdruck und Selbstgenuss.

Das Arendt'sche Exerzitium ist natürlich eher nach dem Geschmack von Intellektuellen. Werden sie trotzdem, die sich doch als die »Einsichti-

gen« bezeichnen, einsehen, dass nach zwei Jahrtausenden »unreinen Denkens« nicht so sehr ein Exerzitium des reinen Denkens angesagt ist, als vielmehr dasjenige der nichtdenkenden Aufmerksamkeitsübung? Immerhin winkt ihnen, nachdem die Geschichte sozusagen schon über sie hinweggegangen ist, hier die Möglichkeit, sich auf vollkommen unbedenkliche Weise noch einmal in ein neues »altes« Rollenverständnis einzufinden, das einer kulturell explorativen Avantgarde.

Eine »subpolitische« Avantgarde, die dem »Großmeister« des Unterbrechungsdenkens in der linksintellektuellen Traditionslinie, Walter Benjamin, Reverenz erwiese, indem sie den geschichtsmessianischen Höhenflug seiner Gedanken zum ersten Mal in eine »erdnahe Umlaufbahn« brächte. In eine an individuelle Praxis rückgebundene konkrete Vollzugsgestalt. Die vielleicht erst in einem »Posthistoire« der Geschichts- und Gesellschaftsuto-
pie wie dem heutigen als solche überhaupt entdeckt, intellektuell gewürdigt und tatsächlich praktiziert werden kann. Wahrlich »in finsternen Zeiten« lebend, mit Brecht zu sprechen, setzte Benjamin alle Hoffnung auf den quasi endzeitlichen Versuch, *das Kontinuum der Geschichte »aufzusprengen«* und die Zeit für einen Moment anzuhalten, für den entscheidenden, weil alles verwandelnden Moment. Wo sonst aber als im Individuum, in den vielen Einzelnen und ihren individuellen Zeitabläufen, müsste ein derart radikaler Bruch sich zuerst abzeichnen und ereignen? Dem Verhängnis der Weltzeit oder Weltzeit als apokalyptischem Fortschrittsfatum Einhalt gebieten, wie Benjamin dies in seinen »Thesen über den Begriff der Geschichte« postulierte – wie anders sollte das, »sozialverträglich« und nachhaltig, geschehen, als dadurch, dass die je individuell verkörperte Weltzeit, die Weltzeit in einem jeden von uns, unterbrochen und vorübergehend stillgestellt würde? Und dies *wiederholt* und nicht lediglich einmalig. Die individuelle Weltpause, welche die im Individuum inkorporierte Weltzeit unterbricht – diesen Bruchteil des Gesamtaufkommens an Weltzeit –, erzeugte im Unterbrechenden kein »weißes Rauschen«. Sie wäre erfüllt von der Erfahrung eines dem Weltzeitlichen gegenüber Anderen, »Ganz Anderen« mitunter. Diese Erfahrung von Andersheit erachte ich mittlerweile für so etwas wie die mentale *Conditio sine qua non* dafür, auch weltzeitlich Anderes nicht bloß denken zu können, sondern es auch verhaltenspraktisch in der eigenen Person zu manifestieren. – Die Benjaminsche »Erlösungsperspektive«, sein Denken eines finalen Bruchs im Geschichtskontinuum als zerstörerischem Fortschrittsverhängnis – Wachstumszwang müsste man heute sagen – »säkularisiert und gerettet« als individuell zu praktizierende methodische Unterbrechungskunst.

Das Dunkle zwischen den Bildern

»In Christophs Schlingensiefs kinematographischer Philosophie«, so Holger Noltze, Medienwissenschaftler an der Universität Dortmund, »ist das Leben eine Folge von Einzelbildern, wie wir sie gerne hätten. Die Kontinuität aber, die der Film behauptet, ist eine Illusion, die nur geht, weil zwischen den Bildern, 16 pro Sekunde oder 24, ein Streifen Schwarz ist – das Dunkle zwischen den Bildern.« Schlingensief sei es je und je darum gegangen, dieses »Unsichtbare« sichtbar zu machen, »an dem wir so strikt und stählern und eisern realitätsgewiss vorbei gucken«. Und, Noltzes Schlüssel zum Werk des Aktionskünstlers: »Schlingensiefs Dreh war also eine Art Ablenkung dieser eingeübten Ablenkung, zurück zur Sache.«

Von der notorischen Ablenkung ablenken und beharrlich zurück zur Sache: Der Schlingensief – viele mochten es nicht glauben – hat sich etwas dabei gedacht, glaubt man Noltze. Zudem: Sofern er sich etwas dabei denkt, regt sich im Künstler immer auch der Intellektuelle. Kurzum, lassen wir den Künstler als Intellektuellen selber zu Wort kommen.

Sein Paradigma bezog Schlingensief vom Aktionskünstlerkollegen Allan Kaprow: »Eine Aktion von ihm muss man sich ungefähr so vorstellen. Eine Gruppe von Leuten sitzt in einem Kasten und sieht dabei zu, wie jemand eine Apfelsine schält. Eine andere Gruppe in einem anderen Kasten sieht, wie jemand eine Banane schält und isst. Eine dritte Gruppe sieht gar nichts, der Raum ist leer. Alle Leute kommen raus und regen sich auf. ›So ein Quatsch, was soll das.« Plötzlich hört jemand aus der Bananengruppe das Stichwort Apfelsine. Große Diskussion, wer hat was gesehen? Die dritte Gruppe, völlig in Aufruhr, kurz vor Revolution. ›Verdammte Scheiße, was beschwert ihr euch? Wir hatten noch nicht mal ein Stückchen Schale, wir hatten gar nichts, wir saßen stundenlang im leeren Raum«. – Das ist doch das, was uns im Leben immer wieder passiert. Man sieht ein Bild und denkt, das sei die Welt, vergisst aber, dass es ganz viele Bilder von der Welt gibt. Dass man auch in sich selbst ganz viele Bilder, Ideen, Sehnsüchte hat, die man nicht erfüllen konnte, an denen man aber immer noch hängt, wo man weinen könnte, weil man sie aufgeben musste. [...] Ich glaube, dass jeder so eine Dunkelphase in sich hat, dass jeder hin und wieder in so einem leeren dunklen Raum sitzt, in dem die Bilder und Sehnsüchte weiterleben. Und den man vielleicht doch noch realisieren kann, wenn man diese Dunkelheit nicht ignoriert.«

Also: Bei Schlingensiefs Dunkelheit zwischen den Bildern – »und diese Information zwischen den Bildern, das ist das, was mich interessiert« – handelt es sich nur wieder und wieder um Bilder, er möchte immer noch *mehr davon*. – Schade, verschenkt, die so viel versprechende ›Bildidee‹ vom ›Dunkel dazwischen‹. Und mit ihr der raffinierte Gedanke einer Ablenkung von der Ablenkung; denn warum sollten gerade die verdunkelten Bilder zwischen den sichtbaren die interessanteren sein, die zurück zur Sache lenken? Es werden zunächst nur andere Bilder sein, sonst nichts.

Noch einmal Schlingensief: »... ich sag' ihnen eins, sie haben eine Dunkelphase in sich. In der leben die Bilder und auch die Überzeugungen, die sie schon aufgegeben haben, oder die sie in der Verschmelzung eigentlich noch realisieren könnten – der Moment von Transformation, der tatsächlich wichtig ist.« – Aller Nachdruck hilft nichts, Schlingensief und der ihn rühmende Noltze kaprizieren sich auf ein *de facto bloß gedachtes* Moment von Transformation, das *aufmerksamkeitspraktisch unvollziehbar* bleibt und bestenfalls in der Abstraktion, als gedankliches Konstrukt, einen Augenblick lang besticht. Die Aufforderung, seine Aufmerksamkeit auf die Dunkelphase zwischen den Bildern zu lenken, ist ungefähr so praktikabel wie die, sich beim Beobachten der Umwelt auf den leeren Raum zwischen den Atomen zu konzentrieren. Beide Male sieht man rein gar nichts, ›Hirnfickerei‹ das Ganze, der Ausdruck hätte Schlingensief gefallen.

Holger Noltzes Essay über Schlingensief schließt mit den Worten: »Stur sahen die Verfertiger der Bilder an dem vorbei, worauf Schlingensief schreiend und rennend und am Ende immer verzweifelter zeigte, das Dunkle dazwischen.« Noltze entgeht, dass Schlingensief genauso vorbeigesehen hat, ›stur‹ wollte er zusätzlich zu den gesehenen noch mehr Bilder sehen und kein Dunkel. – Obwohl doch die suggestive Rede vom ›Dunkel dazwischen‹, ungeachtet der ihr von Schlingensief und Noltze verliehenen kontraintuitiven, mystifikatorischen Semantik, von Anfang an in die entgegengesetzte, einzig plausible Richtung deutet und man erst einmal darauf kommen muss, ihr durch eine gedankliche Verrenkung das genaue Gegenteil zu unterlegen. Was läge näher, als die nicht wörtlich sondern heuristisch zu verstehende ›Bildidee‹ von der »Dunkelphase zwischen den Bildern« mit dem reinen Aufmerksamkeitsraum des Bewusstseins in Verbindung zu bringen? Als solcher unmittelbar erfahrbar – statt lediglich indirekt per Reflexion abstrakt konstruiert – in der strengen Aufmerksamkeitsübung des yogischen Exerzitiums. Auch erfahrbar dabei – und insofern mag man der Noltze-Schlingensief'schen Version der im ›Dunkel da-

zwischen verborgenen Bilder« ein Gran Wahrheit konzedieren –, wie für uns nur jedes Mal innerhalb dieses einen Aufmerksamkeitsraums sämtliche Bilder entstehen und vergehen, die wir uns von der Welt und von uns selbst machen resp. durch mediale Agenturen anfertigen lassen.

45

Auf dass die kreisenden Gedanken endlich ihren Grund finden

Dies das Motto – man liest es und staunt –, das der krebskranke Schlingensief seinem Tagebuch »So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein« voranstellt. Wie dachte er sich, dass dies geschehe, »dass die kreisenden Gedanken endlich ihren Grund finden«? Sein Rezept: »Quält der Gedanke dich, dann denk ihn weg.« – Dass es so nicht wirklich funktioniert, wird ihm schwerlich verborgen geblieben sein. »Mir erscheint es wichtig, in mein Diktiergerät vor allem Gedanken zu sprechen, die mir gekommen sind.« Und der Gedanke, quälende Gedanken einfach wegzudenken, ist so ein Gedanke, der ihm gekommen ist, ein sehr menschlicher. Der noch quicklebendige und umherwirbelnde Schlingensief konnte gar nicht genug Gedanken und Bilder pro Sekunde haben. Bis zu einem gewissen Grad gehört sich das auch so für einen Künstler. Aber wenn er lebensgefährlich erkrankt, ist die Einsicht an der Zeit: »Ich will auf alle Fälle leben. Aber nicht um wieder in diesen blinden Trott zu verfallen, noch schneller, noch mehr. Sondern ich will ein Leben leben, das einen Sinn ergibt und sich den Menschen nähert.« Und wenn Jesus dabei dem Künstler hilft, auch gut. »Nach einer Zeit hat mir irgendjemand einfach die Stimme abgeschaltet. Ich bin ganz still geworden und habe hoch geguckt. Da hing das Kreuz und in dem Moment hatte ich ein warmes, wohliges Gefühl. Ich war plötzlich jemand, der sagt, halt' einfach die Klappe, sei still, es ist gut ... Mir fällt auf, dass ich so viele Sachen gemacht und wieder umgedreht habe, so viele widersprüchliche Gedanken gedacht und andere Leute dazu angestachelt habe, dass ich meinem eigenen Denken nicht mehr traue.«

Und wie ein »Reenactment« des zuletzt Gesagten, liest man etliche Seiten später: »... wenn ich noch denke, wenn ich noch aktiv bin, dann leide ich nicht. Selbst wenn man mich ans Kreuz nagelt, kann ich noch etwas denken. Dann leide ich auch noch nicht ... Das ist das Grundprinzip: Solange ich über mich und andere nachdenke, leide ich nicht ... Ich habe nur

schreckliche Angst vor dem Moment, wo das alles aufhört. Irgendwann gehen die Gedanken ja weg und das ist Leid. Ich möchte so lange wie möglich denken dürfen. Muss ich halt lernen, auf dem Sofa zu liegen und nichts anderes zu tun als Gedanken zu denken.«

»All sein Rennen und Schreien, das Entblößen des Privaten, waren Mittel zur Herstellung von Aufmerksamkeit für die Sache. Zur Tragik des Künstlers Schlingensief gehört, dass das Schreien, Rennen und Entblößen von Medien, die nichts anderes kennen, für die Sache genommen wurde, seine Kunst aber übersehen.« Das sagt wieder Holger Noltze. Die Frage bleibt, was hier »Aufmerksamkeit für die Sache« heißt. Und »Tragik«, dieses verbale Schwergewicht, ist so ein Wort an dieser Stelle, das mich gleichermaßen ratlos lässt. Wenngleich ich zugebe, dass es auch mich ein bisschen tragisch anmutet, einsehen zu müssen, dass einem Künstler, dem das Rennen und Schreien und das gedankliche Zermartern seines Hirns zur zweiten Natur geworden sind, selbst mit dem Hinweis auf die ultimative *Kunst stillzusitzen* schlussendlich wohl nicht zu helfen wäre.

46

Hans Theorie der speziellen Impotenz

Der aus Korea kommende Philosoph Byung-Chul Han trifft, auch wenn er nicht wie Nietzsche gleich mit dem Hammer philosophiert, den Nagel auf den Kopf mit der lapidaren Feststellung: »Wir leben heute in einer Welt, die sehr arm ist an Unterbrechungen, arm an Zwischen und Zwischen-Zeiten. Die Beschleunigung schafft jede Zwischen-Zeit ab.« – So wie der visuelle »Teilchenbeschleuniger« Schlingensief noch den Sekundenbruchteil an Dunkelheit zwischen den kinematographischen Bildern abschafft, indem er ihn am liebsten als Supernova einer Milliarde anderer Bilder explodieren ließe.

Hans Theorie der »speziellen Impotenz«, wie ich sie hier einmal nennen möchte, besagt in Kürze dies: Dass es »zwei Formen der Potenz« gibt. »Die positive Potenz ist die Potenz, etwas zu tun. Die negative Potenz ist dagegen die Potenz, nicht zu tun, um mit Nietzsche zu sprechen, Nein zu sagen.« Eben diese »negative Potenz« ist Han zufolge den Hyperaktiven gänzlich abhanden gekommen. Anders gesagt, sie leiden an der speziellen Impotenz, keine »negative Potenz« mehr zu besitzen; an der Unfähigkeit, von ihrer Aktivität lassen zu können. Während Impotenz allgemein »die

Unfähigkeit, etwas zu tun« bezeichnet, verdammt die spezielle Impotenz die Betroffenen dazu, unfähig zu sein, *etwas nicht zu tun*. »Die Impotenz ist lediglich das Gegenteil der positiven Potenz. Sie ist insofern selbst positiv, als sie an etwas gebunden ist. Sie vermag nämlich etwas nicht. Die negative Potenz überschreitet diese Positivität, die an etwas gefesselt ist. Sie ist eine Potenz, nicht zu tun.« Und dann benennt Han das Desaströse der speziellen Impotenz: »Wenn man ohne die negative Potenz, nicht wahrzunehmen, nur die positive Potenz, etwas wahrzunehmen, besäße, wäre die Wahrnehmung allen andrängenden und sich aufdrängenden Reizen und Impulsen hilflos ausgesetzt. Keine ›Geistigkeit‹ wäre dann möglich. Wenn man nur die Potenz, etwas zu tun, besäße und keine Potenz, nicht zu tun, so käme es zu einer tödlichen Hyperaktivität.«

Das »Übermaß an Positivität« – das permanente Zuviel an Bildern und Gedanken, »an Reizen, Informationen und Impulsen« – bringt den menschlichen Aufmerksamkeitshaushalt ins Trudeln. Mit dem Totalversagen der »negativen Potenz« wird unsere Wahrnehmung »fragmentiert und zerstreut«. Keine tiefe und gesammelte Aufmerksamkeit mehr, nur die breit gestreute, oberflächliche. Kultur aber verdankt sich der Tiefenaufmerksamkeit, keine kulturelle und intellektuelle Kreativität ohne sie. – Ein Weckruf, den wegzuklicken Max Mustermann mit dem Handy am Ohr und dem Bildschirm vor der Nase wie das sprichwörtliche Brett vorm Kopf sicher kein Problem hätte – würde denn erlesene Theorieprosa wie die Han'sche überhaupt bis zu seinen Gerätschaften vordringen.

Intellektuelle hingegen – vorausgesetzt dass sie geneigt sind, Hans Kunst der analytisch stringenten Parataxe mitzuvollziehen und sie nicht als Alarmismus abzutun – dürften sich ihrer »positiven Potenz« entsinnen, und in Anbetracht der speziellen Impotenz-Diagnose die ›Uljanow-Frage‹ *Was tun?* stellen. Was tun, um wieder der »negativen Potenz« *nicht zu tun* mächtig zu werden? Zumal auch auf ihrem, der Intellektuellen ureigenem Aktivitätsfeld, dem der Reflexion, die negative Potenz als Antagonist der positiven Han unverzichtbar erscheint. »Wenn man nur die Potenz, etwas zu denken, hätte, wäre das Denken in die endlose Reihe der Gegenstände zerstreut. Unmöglich wäre das *Nachdenken*, denn die positive Potenz, das Übermaß an Positivität, lässt nur das *Fortdenken* zu.« Harald Welzers Parole »selbst denken« wäre noch nicht die Antwort auf ein rastloses Fortdenken auf eingefahrenem Geleise. Mehr versprechen darf man sich von einem yogischen Exerzitium. Worauf auch Han ganz beiläufig einmal hinweist. So beiläufig, dass yogisch uneingeweihte Leser kurzerhand darüber hinweg lesen. »In der Zen-Meditation z.B. wird versucht, die reine Nega-

tivität des nicht-zu, d.h. die Leere zu erreichen, indem man sich von dem andrängenden, sich aufdrängenden Etwas befreit. [...] Sie ist eine Übung, in sich einen Souveränitätspunkt zu erreichen, Mitte zu sein.«

Über die yogischen, die übungspraktischen Schlussfolgerungen, wie sie sich auf Grund der Hanschen Analyse einem jeden aufmerksamen Leser nahelegen, geflissentlich hinweggesehen hat vor allem das Feuilleton, das Hans Essay mit dem die intellektuellen Zeitungsmacher sichtlich aus dem Tiefschlaf reißenden Titel »Müdigkeitsgesellschaft« zu unverhoffter Popularität verholfen hat. Es ließ sich wieder einmal herrlich verbalradikal rasonieren, ohne dass der Rasonierende im Geringsten eine praktische Konsequenz aus seinem Rasonnement ziehen müsste. Einen ebensolchen Narren gefressen am blumigen Sujet Müdigkeitsgesellschaft hatte kurz darauf auch das deutschsprachige Regietheater, das für die Dauer einer Spielzeit den Stichwortgeber Han zu seinem liebsten Souffleur erkor.

Mit dem Theaterrummel um die Müdigkeitsgesellschaft hatte sich der von Han zaghaft angedeutete Gedanke einer übungspraktischen Therapierbarkeit der speziellen Impotenz vollends verflüchtigt. Wie schon das Feuilleton sich nicht für das yogische Kurativ oder Korrektiv interessiert hat. Im einen wie im andern Fall ging es darum, sich an der »Müdigkeit der positiven Potenz« zu delektieren, am Skandalisierungspotential der hyperaktiven Seelenwracks und erschöpften Selbste. Woran Han nicht ganz unschuldig ist. Denn sein Ideal einer Müdigkeitsgesellschaft der »negativen Potenz« – in Peter Handkes »Versuch über die Müdigkeit« ist er diesbezüglich fündig geworden – deutet er erst auf den letzten Seiten seines Büchleins metaphorisch verklausuliert an. Die plötzliche Utopie eines ›Ganz Anderen‹. Zu dessen ›anderem Ufer‹ zu gelangen, vom diesseitigen der real existierenden Müdigkeitsgesellschaft aus, ein Weg dem Leser sich allerdings nicht erschließt. No bridge over troubled water.

Dafür desto süßer der melancholische Schmelz von Handkes Lyrismen über schöne Müdigkeit. »So saßen wir – in meiner Erinnerung immer draußen in der Nachmittagssonne – und genossen redend oder schweigend die gemeinsame Müdigkeit. [...] Eine Wolke von Müdigkeit, eine ätherische Müdigkeit, vereinte uns damals.« Handke zitierend hat sich für Han die spezielle Impotenz in wolkigem Wohlgefallen aufgelöst. Ätherisch endet er mit der Heiligsprechung des Sabbat: »Nach seiner Schöpfung erklärte Gott den siebten Tag für heilig. Heilig ist also nicht der Tag des *um-zu*, sondern der Tag des *nicht-zu*, ein Tag, an dem der *Gebrauch des Unbrauchbaren* möglich wäre.«

Däumelinchen im Arbeitslager

Die sprachliche Übertreibung gehört zum intellektuellen Geschäft wie das Klappern zum Handwerk. Freilich nur so lange wie Intellektuelle ihr Metier gemäß der hergebrachten Weise eines wetteifernden Vordenkertums betreiben. Sobald sie sich der exemplarischen Übungsaskese einer Personalunion von Intellektuellem und Yogi befleißigen, sind andere Fertigkeiten als das verbale Schaulaufen gefragt.

Auch für einen, der von intellektuellen Debatten nichts hält, kann es nicht schaden, wenn er sich ab und an mit einer starken These bei den Peers und den Medien ins Gespräch bringt. Dies mag sich der über 80-jährige Michel Serres gesagt haben, als ihm der Gedanke kam, den ›digital native‹ zur Krone der Schöpfung zu erklären bzw. zu deren vorerst letztem Zacken. Der in Wirklichkeit ein Daumen ist. Jener ›Ganzkörperdaumen‹, als welcher die Angehörigen der Netzgeneration in den Augen prädigital Geborener in Erscheinung treten. Und in dessen agiler Spitze an Verstand und Abstraktionsvermögen bequem Platz findet, was individuell inkorporiert davon überhaupt noch gebraucht wird – im Zeitalter einer auf Festplatten externalisierten und ›Cloud-gestützten‹ Kollektivintelligenz.

Weil das Wissen für sie in ihren Laptops ausgelagert ist, trügen die Däumlinge – von Serres zärtlich »Däumelinchen« genannt, »la petite poucette« ist sein Internet-Märchen auf französisch überschrieben – ihren Kopf nicht länger auf den Schultern und seien daher mit dem ›Heiligen Dionysius‹ vergleichbar, der sein abgeschlagenes Haupt mit sich herumgetragen habe. Von der Kopflastigkeit des Wissens befreit, breite sich in den Kopflosen bzw. dionysisch Enthaupteten nun die schiere Lust am Erfinden aus. »Unser intelligenter Kopf ist aus unserem knochenbewehrten neuronalen Kopf herausgetreten. Die Kognitionsbüchse in unseren Händen enthält und hält in der Tat am Laufen, was wir einst unsere Vermögen nannten. Was aber tragen wir nach der Enthauptung noch auf unseren Schultern? Die erneuernde und lebendige Intuition. In die Büchse ausgelagert, entlässt uns die Bildung an die helle Erfindungsfreude.«

Von Hause aus ist Serres nicht Märchenerzähler, sondern Medienforscher und -theoretiker. Als Professor an der Sorbonne und in Stanford war er jahrzehntelang in enger Tuchfühlung mit anderen namhaften Intellektuellen. Eine intellektuelle Stimme, auf deren Urteil Verlass sein sollte, möchte man meinen. »Ohne dass wir dessen gewahr wurden, ist in einer kurzen Zeitspanne, in jener, die uns von den 70er-Jahren trennt, ein neuer

Mensch geboren worden. Er oder sie hat nicht mehr den gleichen Körper und nicht mehr dieselbe Lebenserwartung, kommuniziert nicht mehr auf die gleiche Weise, nimmt nicht mehr dieselbe Welt wahr, lebt nicht mehr in derselben Natur, nicht mehr im selben Raum.« Das ist – über den Dämonen gepeilt – zutreffend. Nur fragt sich, ob das nicht eher ein Grund ist, ins Grübeln zu kommen, statt ins Schwärmen. – Serres hat sich für die Schwärmerei entschieden und es ist ihm nicht schwer gefallen, aus seinem Material gleich noch eine ›große Erzählung‹ zu fabrizieren, eine dieser »grandes recites«, dieser gleichsam im Rundumschlag Sinn stiftenden Narrative aus der Feder von Intellektuellen und Ideologen, von denen sein Landsmann Lyotard vormals gesprochen hat und von denen er meinte, dass ihre Zeit – postmodern – ein für allemal vorüber sei. Vorüber für Serres ist mit Sicherheit die Postmoderne resp. ihr Diskurs. Und da – Serres ist Jahrgang 1930 – sicher auch der größte Teil seiner Lebenszeit vorüber ist, dürfte er sich gefragt haben: Will ich meine Karriere als x-ter Kulturpesimist aus den Reihen der ›klagenden Klasse‹ beschließen oder möchte ich nicht lieber mit einer ordentlichen Dosis ›positiven Denkens‹ in die ›ewigen Jagdgründe‹ geistigen Nachruhms eingehen? Da auch der Großintellektuelle bloß ein Mensch ist und kein objektiv ›seine Zeit in Gedanken fassender‹ Aufzeichnungsapparat, hat sich Serres, vermute ich, gegen das Klagen und fürs Rühmen entschieden – für »Däumelinchen«, seinen späten Schwarm.

»Schwarm« lautet auch der lapidare Titel von Byung-Chul Hans wiederum schmalem, aber nicht schmalbrüstigem Essaybändchen, worin er den gleichen Gegenstand einer kritischen Bewertung unterzieht. Gemeint ist natürlich der Schwarm der allenthalben beschworenen »Schwarmintelligenz«, die angeblich spielend die limitierte Intelligenz eines jeden Einzelnen von uns aussticht. Und dieselbe damit ›in the long run‹ obsolet und überflüssig mache. – Hans Lesart des Phänomens bestätigt auch sogleich den Verdacht, der einen bei Serres' Enthusiasmus beschleicht: dass er nur auf Kosten nüchterner Realitätsprüfung zu haben und überhaupt durchzuhalten ist. So wie an sich schon das Digitale immer mehr vom »Realen« wegführt, das nur noch als Widerstand empfunden werde. »Das Digitale unterwirft die Lacansche Triade des Realen, des Imaginären und des Symbolischen einem radikalen Umbau. Es baut das Reale ab und *totalisiert das Imaginäre*.« Das Resultat dieses Umbaus: »Das Smartphone fungiert als ein digitaler Spiegel zur postinfantilen Neuauflage des Spiegelstadiums. Es eröffnet einen narzisstischen Raum, eine Sphäre des Imaginären, in der ich mich einschließe.«

So viel zu Michel Serres' Geburt eines »neuen Menschen«, der »nicht mehr die selbe Welt« wahrnimmt und nicht mehr »im selben Raum« lebt. Und weil auch der liebe Herr Han nur ein Mensch ist und gelegentlich gern übertreibt, legt er gleich noch einmal nach: In Gestalt der mobilen Endgeräte trägt heute jeder seinen Arbeitsplatz mit sich herum »wie das Arbeitslager«. – »Is was dran«, möchte man sogar sagen, liest man die romaneske Docufiction der jungintellektuellen ZEIT-Journalistin Nina Pauer über den endlosen Arbeitsalltag ihrer Generationengenossen. Tagein tagaus hängen sie 24 Stunden lang mit der Aufmerksamkeit – gedanklich wie affektiv – am Tropf ihres mikroelektronischen Schnickschnacks – und versäumen darüber ihr Leben.

Nina Pauers Buch »LG oder wie wir vor lauter Kommunizieren unser Leben verpassen« ist eine deprimierende Lektüre. Zum einen wegen dem, was sie da an tunnelblickartigem Suchtverhalten und seelischer Verödung mit ein paar losen Erzählfäden anschaulich vorführt. Aber es ist mehr noch deprimierend deswegen, weil ihren kommentierenden Einschüben außer halbherzigem »Ins-Gewissen-Reden« intellektuell nichts zu diesem Desaster einfällt.

Abgelenktsein vom Realen ist von Mal zu Mal der »reguläre« Aufmerksamkeitsstatus bei Angehörigen der Netzgeneration. »Abgelenkt von uns selbst und den Anderen. Abgelenkt vom nächsten Moment ihres und unseres gemeinsamen Lebens. Abgelenkt, wie immer, von all den neuen Momenten und deren Übertragung. [...] Wohin mit all den Momentaufnahmen? Was sollen all die anderen mit unseren Bildern? Und wir mit ihren? Erinnern wir uns wirklich alle besser an sie, wenn wir sie ständig übermitteln? [...] Fragen wir uns doch einmal ehrlich: Sind es wirklich noch wir selbst, die über unsere Zeit bestimmen? Sind es wirklich noch wir allein, die am Hebel sitzen? [...] Warum eigentlich immer alles leuchten muss? Was genau daran so schlimm wäre, einfach einmal ganz allein zu sein? Gar nichts, wir können super allein sein. Schließlich tut das ja jedem gut, Zeit nur mit sich selbst. Eigentlich wünschen wir uns alle viel viel mehr davon ... Nein, so richtig werden wir nie mehr damit aufhören. Unser Fortschrittsbalken, was Kommunikation angeht, lässt sich einfach nicht mehr zurückdrehen. Und es wird deshalb schlichtweg auch nicht eintreten, dass wir durch irgendein wundersames Schlüsselerlebnis oder einen allzu heftigen Kommunikations-Overkill, der uns eine Pause verordnet, unsere Telefone in einem hohen Bogen von irgendeiner Brücke schmeißen [...] All das wird nie passieren. Denn dafür ist das, was wir da alles mit Facebook zeigen, das, was in unseren Telefonaten und Emails passiert, das was

wir ständig besprechen und in SMS quetschen, einfach viel zu wichtig [...] Es ist, oft genug, nichts geringeres als unser Leben.«

Möglicherweise entzieht sich die Autorin ja ihrer intellektuellen Bringschuld – der »Anstrengung des Begriffs«, wie Hegel gesagt hätte –, weil sie radikales »Hinterfragen« in diesem Fall immer schon mit einer bestimmten Sackgasse assoziiert: der des kulturkritischen Lamentos und seiner in puncto *alternative Praxis* erst recht kompletten Ratlosigkeit. Aus diesem Zwiespalt, dem Dilemma zwischen fröhlicher Affirmation und kulturpesimistischer Negation, vermag im Falle der gesellschaftsweit grassierenden Aufmerksamkeitspathologie, von der auch die intellektuelle Aufmerksamkeitspraxis nicht verschont bleibt, das Diskursive allein nicht hinauszuführen. Dies vermöchte allenfalls – und wer wäre berufener, es in Angriff zu nehmen, als die Aufmerksamkeitsexperten par excellence, die Intellektuellen nämlich – eine *nichtdiskursive Praxis in der Ersten Person Singular*, soll heißen, der methodische Selbstversuch des yogischen Exerzitiums. Wer diesen Übergang vom Diskurs zur Praxis, zur Übung, nicht vollzieht, dem oder derjenigen bleibt in der Tat wenig mehr als der matte Versuch einer Art »Einsichtstherapie«: sich selbst und Anderen »gut zuzureden«, um wenn schon nicht dem Übel an sich, so zumindest dessen ärgsten Wucherungen entgegenzutreten.

48

Ehrenrettung für M. S.

Dass der Däumelinchen-Dichter Michel Serres auch anders kann oder gekonnt hat, belegt eine Passage aus seinem Gesprächsbuch mit Bruno Latour. Ein Buch übrigens, in dem er die Legende von einem intellektuell so glorreichen Nachkriegsfrankreich mit seinen auratischen Intellektuellenfiguren gründlich gegen den Strich bürstet und sich ihm als das wahre Gesicht des akademischen und Wissenschaftsbetriebs bis in die 60er-Jahre hinein atmosphärisch und habituell die Prolongierung des Krieges und seiner Feindschaften zu erkennen gibt. Wie er – ganz abgesehen von diesem Extrem – generell in intellektuellen Milieus und deren Debatten einen »Attraktor« ausmacht für Eitelkeit und Selbstgerechtigkeit, Konformitätsdruck und Gruppenzwang, die eher Stumpfsinn als Inspiration erwarten lassen. Ein Hintergrund, vor dem die folgende Äußerung ihre Plausibilität gewinnt: »Was in der Philosophie, aber auch in den Wissenschaften

Fortschritte bringt, ist die Erfindung von Begriffen, und diese Erfindung vollzieht sich stets in der Einsamkeit, in der Unabhängigkeit und Freiheit, ja, im Schweigen. Es fehlt uns nicht an Colloquien [...]. Was uns dagegen schmerzlich fehlt, sind stille Klosterzellen und Schweigegebote, sind Mönche und Einsiedler [...]. Diskussion konserviert das Vorhandene; Erfindung verlangt rasche Intuition, die Leichte der Schwerelosigkeit.« Und an anderer Stelle: »Die neuen Ideen kommen aus der Wüste, von den Anachoreten, den Einsiedlern, denen, die sich zurückziehen und nicht in den Schall und Wahn der Diskussion geworfen sind, die ihrerseits repetitiv ist. Die Diskussion macht immer allzuviel Lärm, als dass man noch unbefangen denken könnte. Das ganze Geld, das heute skandalöserweise für Kolloquien verschleudert wird, sollte ausgegeben werden, um Klöster zu bauen, mit dem Gebot der Zurückhaltung und zum Schweigen.« – Liest sich das nicht schon beinahe wie ein Plädoyer für den Yogi, den Yogi in Personalunion mit dem Intellektuellen? Für die Peniblen hier der Textnachweis: Michel Serres, Aufklärungen – Fünf Gespräche mit Bruno Latour, Berlin 2008 (die französische Originalausgabe erschien bereits 1992), Seite 59 f. und 123 f.

49

Intellektuelle Plaudertasche aus dem Häuschen

Und zwar vor lauter Begeisterung. Worüber? Über den »Epochenwechsel«. Iris Radisch kann von sich behaupten, dabei gewesen zu sein. Dabei gewesen, wie »der klassische Intellektuelle [...] mit Wucht auf die öffentliche Bühne zurück[kehrt]«. – »Klassisch« heißt »der engagierte Intellektuelle, der nicht agiert im eigenen Interesse – etwa gegen Windkrafträder vor dem eigenen Landhaus oder [...] in Frankreich gegen Gesetze, die den eigenen Bordellbesuch trüben könnten –, sondern im Namen seines Gewissens, das höher rangiert als alle persönlichen Sonderinteressen«.

Der also ist zurück auf der internationalen Bühne und obendrein »mit Wucht«. Potztausend! Was hat ihn auferstehen lassen von den Toten? Ein Aufruf! Von 500 Schriftstellern aus aller Welt gegen die »Totalüberwachung des Bürgers«. Der Aufruf, so die begeisterte Radisch, »muss als der Anbruch eines neuen Zeitalters verstanden werden. 560 Autoren aus 83 Ländern, darunter einige Literaturnobelpreisträger, protestieren gegen die weltweite digitale Massenüberwachung – und sie tun dies mit recht konkreten Forderungen. Jeder Bürger müsse das Recht haben, mitzuent-

scheiden, ›in welchem Ausmaß seine persönlichen Daten gesammelt, gespeichert und verarbeitet werden und von wem‹. Sie rufen alle Staaten und Konzerne auf, dieses Recht zu respektieren. Und sie rufen die Vereinten Nationen auf, ›die zentrale Bedeutung der Bürgerrechte im digitalen Zeitalter anzuerkennen und eine verbindliche *Internationale Konvention der digitalen Rechte* zu verabschieden.«

»Kurz vor Revolution«, hätte Schlingensiefel gesagt. Radisch setzt noch eins drauf: »Aufstand«, »Aufruhr«, »Angriff auf das digitale Imperium«, »Abwehrkampf gegen einen global agierenden Gegner«. So im Feuilleton-Aufmacher der ZEIT vom 12.12.2013. Und um gleich ein Beispiel zu geben, wie wild entschlossen dieser »Abwehrkampf« geführt wird, zitiert sie T. C. Boyle, noch so eine Quasselstrippe, die gern Geschichten erzählt: »Surfen Sie nicht im Internet, gehen sie nicht hinaus auf die Straße. [...] Zerstören Sie einfach das Telefon und den Computer, und nehmen Sie den Hinterausgang Ihres Hauses, Ihres Appartements, Ihrer Hütte oder Ihres Schuppens, und vergraben sie sich im Dreck.«

Aufrufe wie der der Fünfhundert sind, so Radisch, »ein Fanal, Zeichen und Wunder zugleich«. Aus der Tatsache, dass »das globale Ausmaß der Massenüberwachung [...] die Lage unumkehrbar [!?] verändert [hat]«, folgt gemäß Radischs wundersamer Logik: »So, wie es ist, kann es nicht bleiben ... Der Wind hat sich gedreht.« – Das ist, mit Verlaub, dermaßen gedanklich verrenkt, als stünde die Absicht dahinter, die Geduld intellektueller Einrenkungkunst auf die Probe zu stellen. Wüssten wir nicht, dass Frau Radisch – sagen wir für die Dauer der Niederschrift ihres Artikels – lediglich der menschlich-allzumenschlichen Versuchung erlegen ist, dem Wunsch statt der Reflexion die Vaterschaft des Gedankens anzuvertrauen.

Wie anders denn als Wunschdenken wird man bei nüchterner Lagebeurteilung Sätze wie die folgenden zu bewerten haben: »Gerade das ist das ganz und gar Ungewöhnliche und Elektrisierende an diesem Aufstand: Er fordert nicht nur die westliche Staatengemeinschaft und die digitalen Großkonzerne in ihre Schranken. Er signalisiert auch eine Umwertung jener Werte, mit denen eine ganze Generation aufgewachsen ist, die keinen Tag ihres Lebens mehr ohne WLAN-Anschluss überstehen würde.« Wenn eine redselige Radisch glaubt, in den »kompromisslosen Formen des Boykotts«, der »die Ohnmacht der im Netz Zappelnden [...] beenden wolle«, mache sich »ein radikaler Geist bemerkbar«, so verwechselt sie verbalen Scheinradikalismus mit Radikalität der Analyse und Reflexion. Ganz zu schweigen von der erforderlichen Radikalität praktischer Handlungskonsequenz. Zwar mag »von Rückzugsgebieten und Zufluchtsorten«, von der »Flucht aus der dikta-

torischen Transparenzkultur« die Rede sein, eine *habitualisierte Pragmatik* des veränderten Umgangs mit den digitalen Techniken jedoch ist vorerst nicht in Sicht. – Radikal sein heiße »an die Wurzel gehen«, so schrieb einst der junge Marx, die Wurzel des Menschen aber sei der Mensch selbst. Wie sollte es sich im Fall des Intellektuellen und seiner Misere anders verhalten? Solange er nicht bei sich selbst an die Wurzel des bels geht, d.h. sich nicht zur Kulturrevolution der eigenen Aufmerksamkeitspraxis bequemt, als Intellektueller gleichzeitig auch den Yogi in sich kultiviert – so lange wird es sich beim intellektuellen Widerstand gegen digitalen Totalitarismus um wenig mehr als ein Lippenbekenntnis handeln.

50

Panoptikum: die jüngste Alarmstufe

Zum Zeitpunkt, da Sie diese Zeilen lesen, wird die in der Überschrift annoncierte »jüngste Alarmstufe« mit Sicherheit bereits von einer weiteren abgelöst worden sein. Dadurch, dass die Alarmisten vom Dienst, allen voran die Intellektuellen des Feuilletons, die nächste Ungeheuerlichkeit dingfest bzw. »theoriefest« gemacht haben. Wobei mit jeder neuen Alarmstufe die intellektuelle Ratlosigkeit wächst, wie dem jeweils neuesten bel zu Leibe zu rücken wäre. Mit dem Ende des politisch ideologischen Zeitalters schrumpfte die »klagende Klasse«, von der noch bei Wolf Lepenies die Rede ist und deren radikalste Vertreter immerhin auf das Heilmittel der Utopie verweisen konnten, zu einer Schar von Alarmisten, die alle Nase lang »Feuer« rufen, in der Regel aber keine Idee haben, wie man es löscht. Weswegen die avancierteste und raffinierteste Theorieperformance dieser Leute darin besteht, die Aussichtslosigkeit des »Löschen-wollens« wortgewaltig auseinander zu setzen. Das Besondere der jüngsten Alarmstufe ist, dass sie den Brandherd auf dem Terrain lokalisiert, auf dem auch der Intellektuelle berufsmäßig operiert: dem der Beobachtung, präziser der »second order observation«, der Beobachtung zweiten Grades oder »Beobachtung von Beobachtung«. Diese ist nur möglich, wo der primäre Beobachter sich dem Blick eines sekundären Beobachters aussetzt, sich also beim Beobachten zusehen lässt oder sich dabei absichtlich exponiert. Eine Sichtbarkeit, die mittlerweile – so der Alarmruf – gesellschaftsweit zur Norm und Normalität zu werden droht. Das Theorieschlagwort dazu heißt »Transparenzgesellschaft« und die mit ihm lancierte Horrervision ist die des Panoptikums.

Des »digitalen Panoptikums«. Welches im Unterschied zu dem des Jeremy Bentham, einem architektonisch als Rundbau realisierten Radialsystem, worin der Wächter vom zentral platzierten Wachturm aus einen jeden Insassen sehen und beobachten kann, die Sichtbarkeit und Beobachtbarkeit zu einer wechselseitigen Inspektion und Kontrolle erweitert. Im elektronischen Netz sind *alle* »gefangen«, ist die Sichtbarkeit und Überwachung total. Wenngleich es Privilegierte gibt, die immer noch mehr sehen als andere. Die NSA beispielsweise. Aber im Gegensatz zum klassischen Panoptikum machen sich alle zu »freiwilligen Gefangenen« – der verallgemeinerte Exhibitionismus und Voyeurismus kommt nämlich mit allerhand Glücksversprechen daher, etwa dem der schrankenlosen Zuwendungsgratifikation beim Sich-Ausstellen, der Selbstentblößung in den sozialen Netzwerken.

Was der intellektuelle Beobachter ohne lange hinsehen zu müssen als Lug und Trug und Selbstbetrug durchschaut. Als »Blödmaschinen« bezeichnen daher Markus Metz und Georg Seeßlen die glücksverheißenden Gadgets, mit denen die User Tag und Nacht hantieren. »Das große Projekt dieses Jahrhunderts scheint es zu sein, Herrschaft zu subjektivieren und zu emotionalisieren. Das heißt, eine wachsende Mehrheit der Menschen dazu zu bringen, sich freiwillig und gegenwärtig dem zu unterwerfen, was vordem durch Gewalt und Hierarchie erzeugt wurde. Eine »Blödmaschine« ist also eben dies: eine Maschine, die eine Kraft der Kontrolle in einen Impuls zum Kontrolliert-Werden verwandelt. Wobei im Kontrolliert-Werden genügend Körper und Ästhetik verblieben ist, Lust und Schönheit, Angst und Aggression, um definitiv unverzichtbar zu werden.« Und Byung-Chul Han sekundiert: »Der Transparenzzwang stabilisiert das vorhandene System sehr effektiv. Die Transparenz an sich ist positiv. Ihr wohnt nicht jene Negativität inne, die das politisch-ökonomische System radikal in Frage stellen könnte. Sie bestätigt und optimiert nur das bereits Bestehende. Daher geht die Transparenzgesellschaft mit der Postpolitik einher. Ganz transparent ist nur der entpolitisierte Raum.«

51

Das Elend der Intellektuellen »ohne den Yogi«

Womit wir, wie zuvor erwähnt, bei der Aussichtslosigkeit des »Löschen-Wollens« angelangt sind. Die intellektuellen Durchblicker landen, wie es sich gehört argumentativ stringent, bei TINA – there is no alternative. Auch

wenn sie das nicht gerne hören und womöglich einwenden, man mache sie zu Prügelknaben ihrer Analyse und deren trauriger Wahrheit. Wie Byung-Chul Han bescheinigt der Soziologe Zygmunt Bauman der Transparenzgesellschaft, dass sie, eben weil ihre transparenten Sachzwänge jedermann einleuchten und für freiwillige Unterwerfung sorgen, ein perfektes Herrschaftssystem etabliere. »Die Kluft zwischen den überwältigenden Sachzwängen und den kargen Mitteln zu ihrer Abwehr muss das Gefühl der Ohnmacht immer weiter nähren.« Unisono beschwören Bauman und Han die Aussichtslosigkeit. Bauman: »Dieser Gesellschaft anzugehören ist eine Fron, die nie endende Mühen erfordert. Die Angst davor sich nicht anpassen zu können, ist von der Angst abgelöst worden, nicht genügen zu können. [...] Wie die Schnecke, die ihr Haus immerzu bei sich trägt, so müssen die Beschäftigten in der schönen, neuen, flüchtig modernen Welt ihr jeweils persönliches Panoptikum selbst hervorbringen und auf dem eigenen Buckel mitschleppen. Sie sind uneingeschränkt verantwortlich dafür, sich selbst in gebrauchsfähigem Zustand zu erhalten und ihren störungsfreien Betrieb zu gewährleisten.« Und Han: »Heute sind wir zwar frei von den Maschinen des Industriezeitalters. Aber die digitalen Apparate bringen einen neuen Zwang, ein neues Sklaventum hervor. Sie beuten uns noch effizienter aus als sie auf Grund ihrer Mobilität jeden Ort in einen Arbeitsplatz und jede Zeit in Arbeitszeit verwandeln. So können wir der Arbeit nicht mehr entkommen.«

Kein Entkommen. Oder doch? Während uns die Jungintellektuelle Nina Pauer versichert, ihre Generationsgenossinnen und -genossen würden, Netzsklaven hin oder her, ihre Handys nicht wegwerfen und müssten es auch nicht, rät genau dazu der Altintellektuelle Hans Magnus Enzensberger. Die erste seiner zehn Regeln zur Abwehr digitaler Nachstellungen von Geheimdiensten und Unternehmen, die die FAZ im Februar 2014 veröffentlichte, fordert zum Wegwerfen auf: »Wer ein Mobiltelefon besitzt, werfe es weg. Es hat ein Leben vor diesem Gerät gegeben, und die Spezies wird auch weiter existieren, wenn es wieder verschwunden ist.« Und die zehnte Regel rät zum Weglaufen: Wer das »Unglück« habe, Facebook und Konsorten anzugehören, »ergreife so schnell wie möglich die Flucht«.

Wer bei Intellektuellen dieses Strickmusters und ihren Vorschlägen die Flucht ergreift, dem kann man es nicht verdenken. Dass Enzensberger seine »simplen Maßregeln« auch gar nicht ernst meint und postpolitisch unbeeindruckt die Politik gefordert sieht, ändert nichts an dieser ›Ausstellung‹ intellektueller Ratlosigkeit. Am Ende dann noch eine ›Watschen‹ für die Blödmänner und -frauen an den Blödmaschinen: »Der Schlaf der

Vernunft wird bis zu dem Tag anhalten, an dem eine Mehrheit der Einwohner unseres Landes am eigenen Leib erfährt, was ihnen widerfahren ist. Vielleicht werden sie sich dann die Augen reiben und fragen, warum sie die Zeit, zu der Gegenwehr ja noch möglich gewesen wäre, verschlafen haben.«

Und noch jemand, die die Lage für so aussichtslos nun auch wieder nicht hält. Die ›High-Performerin‹ auf medienwissenschaftlichem wie medienpolitischem Parkett, Miriam Meckel, eben noch ausgebrannt und schon wieder fit wie ein Turnschuh oder jedenfalls von Neuem entflammt, möchte Mut machen. Schlägt aber – 2013 im Verlag »Kein & Aber« – erst einmal Alarm: »Wir verschwinden«! Sie selber natürlich ausgenommen. Bei Gabor Steingart vom »Handelsblatt«, der 2012 »Das Ende der Normalität« gekommen sieht, verschwinden bloß die »Selbstverständlichkeiten«, bei Meckel gleich wir selbst. Ein Verschwinden, das sich dadurch vollziehe, dass uns die Algorithmen von Google und Co. zu »Gespenstern unserer selbst« entmaterialisierten, zu »multimedialen Überwürfen«. Als diese Gespenster seien wir für uns selbst nicht mehr sichtbar – so wie das kleine Gespenst in Otto Preußlers Kindergeschichte nicht sichtbar ist für die anderen. Die kleine Miriam hat einst diese Gespenstergeschichte gelesen und die erwachsene fühlt sich an sie erinnert in Anbetracht des virtuellen Invisibilisierungszaubers. Auch wenn der Vergleich zwischen uns als Gespenstern und dem kleinen Gespenst sowie zwischen dessen Unsichtbarkeitskunst und dem virtuellen Invisibilisierungszauber auf dem rechten und auf dem linken Bein hinkt, wie man ohne jedes Sichtbarkeitsproblem bei der Lektüre von Meckels Büchlein sehen kann. – Und was schlägt die Autorin vor, wie wir uns aus virtuellen Gespenstern unserer selbst zu realen Lebewesen in einer realen Lebenswelt rematerialisieren können? Diesmal steckt für sie die Antwort in einer Geschichte von Roberto Bolano. Ein Junge nähert sich in Zeitlupe einer Glastür mit Lichtschranke, so dass er sie schließlich berührt, ohne dass sie sich geöffnet hat. Der Beweis, dass »Technologie sich austricksen und besiegen lässt«. Meckels Vorschlag für eine »subversive« Strategie: »Wenn wir uns die Mühe machen, uns neu anzuschleichen, ganz langsam, aber beständig, wenn wir den Blick darauf gerichtet halten und den Sensoren der Welterfassung ins Auge sehen, dann kann etwas Gutes geschehen. Dann können wir plötzlich unsere Hände auf die unsichtbaren Grenzen (zwischen dem Materiellen und Virtuellen) legen und sie neu spüren. Und in diesem Moment verschwindet alles Bedrohliche, Determinierte, Unabwendbare der Technik, und wir spüren: Wir bleiben.« Sichtbar, könnte man noch hinzufügen.

P.S. Zweck und Ethos der intellektuellen Beobachtung – mit ihnen steht und fällt die *Raison d'être* des Intellektuellen – lassen sich in einem Wort zusammenfassen: *Aufklärung*. Aufklärung im philosophisch anspruchsvollen Sinne einer Befreiung der Menschen aus »selbstverschuldeter Unmündigkeit«, der Emanzipation aus unwürdigen Unwissenheits- und Abhängigkeitsverhältnissen. Postpolitik, Postdemokratie und Transparenzgesellschaft suggerieren indes unentwegt, dass sich das hehre Aufklärungsideal unter ihren »fortgeschrittenen« Bedingungen praktisch erledigt habe – was daran »realistisch machbar« erscheint, habe man erreicht. Aufklärung reduziert sich auf eine transparenzgesellschaftliche Schwundstufe, auf Sichtbarkeit, aufs »Ausstellen« und »Ausleuchten«. Und die spektakuläre Aufdeckung »unsichtbarer Beobachtung«. Ihr Held: der Whistleblower. Er verkörpert, was vom Typus Aufklärer übrig geblieben ist im digitalen Panoptikum. Ein Datenspezialist, ein Hacker, ein Geheimdienstdissident, der die verdeckten Beobachter in ihren Zonen der Unsichtbarkeit eine Schrecksekunde lang mit seinem transparenzgesellschaftlich heruntergedimmten Aufklärungslicht blendet. – Die bis dato unbestrittene Nummer eins unter ihnen, der so unaufdringlich bebrillte und sympathisch intellektuell ausschauende junge Mann Edward Snowden, wird von manchem Intellektuellen, dem er und seine Kollegen in puncto Beobachtung und Aufklärung uneinholbar den Rang abgelaufen haben, schon mal gern als einer der ihren vereinnahmt. Wenigstens verbal laufen unsere Intellektuellen bei diesem Manöver ein letztes Mal zu alter Hochform auf: »Edward Snowden, ein kluger und wohlartikulierter Insider des globalen Überwachungssystems, hat die Tür zu den Katakomben unter den Fundamenten der westlichen Demokratien aufgestoßen«, jubilierte Frank Rieger in der FAZ. Und Heribert Prantl tirilierte in der SZ: »Wer Überwachung entlarvt, befreit den Geist. Sein [Snowdens] Outing am Pfingstmontag vor einem Jahr war ein Akt pfingstlicher Freiheit. Eine Art modernes Pfingstwunder. Es hat nichts mit Religion zu tun, sehr wohl aber mit dem Geist der Freiheit, also mit dem Geist der Aufklärung.« Ob die Herren Rieger und Prantl bei so viel pfingstlicher Geisttrunkenheit wohl noch zu der nüchternen intellektuellen Selbstbeobachtung im Stande gewesen sind, dass ihre Euphorisierung einem Offenbarungseid gleichkommt? Dem Offenbarungseid des Intellektuellen herkömmlicher Bauart, mithin ihresgleichen.

Tod eines Kritikers mit »Röntgenblick«

Als die FAZ Enzensbergers intellektuelle Intervention – das Wort ist zu hoch gegriffen – der ›Zehn Regeln‹ 2014 abdruckt, ist die Alarmstufe »Panoptikum«, »Wir verschwinden« etc. nicht mehr ganz neu. Wenn es einen journalistischen Beitrag mit an den Beobachtungsteil anschließendem Aufweis von Handlungsperspektiven – »wie wir die Kontrolle über unser Denken zurückgewinnen können« – gegeben hat und der so etwas wie Originalität für sich in Anspruch nehmen darf, so liegt das etliche Jahre zurück. Sein Verfasser ist wenige Monate, nachdem das Blatt (dessen prominenter Mit-herausgeber er gewesen ist) Enzensbergers uninspirierten Aufguss druckte, im Juni 2014 gestorben.

Frank Schirmmacher hatte längst den Sprengsatz auf seinem ›intellektuellen Bildschirm‹, den die digitale Revolution für unser analoges Hirn und seine hergebrachten Wahrnehmungsmuster bedeutet. 2009 hatte der Mann mit dem »Röntgenblick« – einer der zahllosen dem Verstorbenen ›nachgerufenen‹ Superlative – in »Payback« seine Diagnose gestellt. Es werde kein Stein auf dem anderen bleiben. Kein Neuron, das nicht revolutionstrunken vom digitalen Strudel mitgerissen ins Taumeln gerate, sodass man nicht mehr weiß, wo einem der Kopf steht und dass man überhaupt einen hat. – Diese Schirmmacher'sche Drastik just noch einmal vor Augen, fällt es einem nicht leicht, pietätshalber von der Ironie abzusehen, dass der ›Höhenrausch‹, in den Schirmmachers plötzlicher Tod die vereinte Feuilleton-Intelligentia versetzte, von einer Kopfflosigkeit zeugt, die der von Schirmmacher in »Payback« befürchteten nur darin nicht aufs Haar gleicht, dass sie der über die eigene Marginalisierung hinwegtäuschenden Selbstillusion und narzisstischen Größenphantasie von Intellektuellen entspringt und weniger aufs Konto digitaler Verwirrung geht.

»Eine intellektuelle Ausnahmebegabung. [...] Er hatte alles gelesen, wusste stets mehr als die Kollegen und assoziierte, phantasierte und inspirierte mit einer Sprachgewalt, der niemand gewachsen war. [...] Das hat seine Feinde und Neider fast um den Verstand gebracht.« Rühmt Mathias Döpfner und dass es »brennendes Interesse war, mit dem dieses große Kind auf die Welt schaute [...], bis ganz zuletzt ein großes Kind von schlitzohrigstem Ausmaß. [...] Alle Großen bleiben Kinder, ich kenne keinen einzigen wirklich Großen, der erwachsen ist.« Ein einziger Kindergarten, unsere Großen! Und Stefan Aust preist Schirmmachers »Sturheit«, ohne »seinen Widerwillen gegen die Verhunzung der deutschen Schriftsprache würde

der Duden heute anders aussehen.« Patrick Bahners rühmt »sein Gespür für Künftiges, sein Vermögen der Divination, wie man im Altertum diese intellektuelle Begabung eines bestimmten Typs von Priestern genannt hat.« Die Strippenzieher des Debattenfeuilletons »in der Gottesposition«, sic! Und Michael Krüger – unser Mann mit dem »Frühstückstomaten-Übersetzungs-Exerzitium« – lobte die ihm, Krüger, sympathische Neigung des Verstorbenen zum »Katastrophismus und Alarmismus«. – Indirekt feiern hier die Feuilletonintellektuellen sich selbst, so als stünden sie im Zenit ihres Durchblickertums und seiner Einflussnahme aufs gesellschaftliche und politische Geschehen.

Nochmals zu »Payback«. Für den »Merkur«, den der noble Titel »Zeitschrift für europäisches Denken« zierte, hat Joachim Rohloff den Bestseller »röntgenblickartig« durchgesehen und ist neben haarsträubenden Grammatikfehlern auf gedanklichen Wirrwarr und allerhand Abstruses gestoßen: »Ständig muss der Leser schlauer sein als der Text, wenn er ihn verstehen will. Hier muss ein Komma, dort ein Wort eingefügt oder gestrichen werden, hier muss man den Numerus, dort das Tempus oder den Modus eines Verbs korrigieren, bis man meint, man habe es nicht mit dem Kulturkopf der FAZ zu tun, sondern mit einem Praktikanten von »Kicker online«. – Das mag im Einzelnen korrekt beobachtet sein. Andererseits ist es kleinlich und ungerecht gegenüber Schirrmachers zutreffenden Beobachtungen sowie seinen auf Verhaltensänderung zielenden Anregungen.

Auf den letzten Seiten von »Payback« liest man: »Jetzt sind Menschen an den (elektronischen) Speicher ebenso angeschlossen wie an ihr Gehirn. Zu wissen, dass wir bestimmte Dinge nicht mehr wissen müssen, hat nur Sinn, wenn wir aufräumen und den frei gewordenen Platz nutzen. Wenn das nicht geschieht, wird uns, wie der Neurotheoretiker Thomas Metzinger schreibt, »die Kontrolle über unsere eigene Aufmerksamkeit entrissen und wir flirren dahin in einer Mischung aus Traum, Rausch und Infantilisierung«. Es geht um Realitäten. [...] In Schulen, Universitäten und an den Arbeitsplätzen muss das Verhältnis zwischen Herr und Knecht, zwischen Mensch und Maschine neu bestimmt werden. Die Gesellschaft, die die Kontrolle über ihr Denken neuartig zurückgewinnt, ist eine, in der in Schulen und Hochschulen Meditationen als Teil des Unterrichts angeboten werden.«

Berücksichtigt man zudem Dirk Schümers Charakterisierung Schirrmachers als »einen nicht nur kulturpolitisch agilen, sondern auch künstlerisch kontemplativen Menschen«, so stellt sich mir die Frage: War er womöglich selber ein Meditierender, ein Yogi? Frei nach Kästners Motto »Nichts

Gutes außer man tut es? Ich weiß es nicht. Aber eine Vorstellung lässt mich nicht los, nach all den Nachruf-Superlativen: Schirmmacher als Inkarnation des Intellektuellen und des Yogi, ›das wär's gewesen‹ im ›Walser-Idiom‹ gesprochen.

53

Wer nicht beobachtet, ist für Beobachter uninteressant

Gibt es unter den Vorzeichen der Transparenzgesellschaft für den Einzelnen eine Verhaltensmodalität, die nicht apriori im klaustrophobischen Spiegelkabinett des Beobachtens und des Beobachtetwerdens ihren Ort hat? Die gewissermaßen »heterotopisch«, nach einer Foucaultschen Terminologie, lokalisiert wäre? Ein Tun oder ein Zustand, der nicht absichtlich oder der strategischen Anlage nach in bewusste Opposition zum Transparenzprinzip tritt und damit gleich wieder dessen Vereinnahmungsreaktion provoziert; der vielmehr »wesensmäßig« oder durch sein »Sein« die Differenz transparent/intransparent *unterlaufen würde*, weil er mit Bezug auf diese Unterscheidung und also für das digitale Panoptikon uninteressant, ja gegenstandslos wäre? Uninteressant insbesondere für den machtpolitischen wie auch den verwertungsökonomischen »Beobachtungszugriff«. – Für den Starkritiker der Transparenzgesellschaft, Meister Han, steht die Antwort fest: »Der scheinbaren Freiheit der Konsumenten fehlt jede Negativität. Sie bilden kein Außen mehr, das das systemische Innen in Frage stellen würde. Heute entwickelt sich der ganze Globus zu einem Panoptikum. Es gibt kein Außerhalb des Panoptikums. Es wird total.«

Die Antwort »kein Außen«, ist die des Diskurs- und Theoriemeisters. Vom Standpunkt eines Übungs- oder Exerzitienmeisters verhält es sich ganz anders. Er praktiziert eine temporäre Heterotopie. Seine stundenweise *Abgeschiedenheit*, sein vorübergehender Ausstieg aus den Funktionskreisläufen der Transparenzgesellschaft, beruht auf einer »natürlichen Eigenschaft« des yogischen Exerzitiums. Auf dessen Zuschnitt, jedwedes Beobachten einzustellen. Keine Beobachtungsgegenstände zu fokussieren, nicht zu wählen und nicht zu urteilen. Erst recht kein Frage-Antwort-Spiel anzustrengen, wie es für den Prozess der theoretischen Neugier typisch ist. *Reines Gewahrsein*, nichts weiter. Gewahrsein des Unmittelbaren, des »Elementaren«, wie wir Karl Heinz Bohrer oben paraphrasierten; gewahr sein der

leiblichen Unmittelbarkeit des Atems, gelegentlich auch der »Atemzüge eines Sommertags«. Intellektuelle entsinnen sich dieser Prosaminiatur Musils. – Wer auf diese ›disziplinierte‹ Weise selber *nicht* beobachtet, eignet sich auch nicht als Objekt von Beobachtung für interessierte Dritte. Jedwede ›second order observation‹, von der mentalen Sicherheitsüberwachung bis zur Erstellung eines Kundenprofils, liefe daher buchstäblich ins Leere.

Also doch ›ein Außen‹ und nicht die totale Inklusion einer Gesellschaft aus lauter Durchsichtigen? Eher schon so etwas wie Luftblasen im ansonsten durch alle Ritzen dringenden transparenzgesellschaftlichen Äther. Luftblasen, in denen es sich frei atmen lässt. Unbeobachtet. Sich wiederholt und regelmäßig bildende Heterotopien, die sich erst gar nicht dem Verdacht aussetzen, politisch strategisch motiviert zu sein. Weshalb sie anders als die Verteidigungslinie einer sich trotzig behauptenden Intransparenz die Agenten der Transparenzgesellschaft auch nicht provoziert, sondern gleichgültig lässt, jedenfalls vorerst. – Wie ja schon die moderaten Heterotopien *intellektueller* Exerzitien, wofern diese überhaupt noch anzutreffen sind, unbeobachtet bleiben, gerade auch seitens der ›hauseigenen‹ intellektuellen Beobachter. Mit Michael Krügers ›Frühstückstomate in Öl‹ wüssten die wenigsten in der Zunft etwas anzufangen.

Ebensowenig wie mit dem yogischen Exerzitium als einer ›Immunstrategie‹ gegen die Pathologien der Transparenz- und Kontrollgesellschaft. Ein Gedanke, der unvoreingenommener intellektueller Beobachtung durchaus in den Sinn kommen könnte – vorausgesetzt, dass man dem ›Format Exerzitium‹ nicht länger seine intellektuelle Aufmerksamkeit verweigert. – »Die menschliche Seele braucht offenbar Sphären, in denen sie *bei sich* sein kann ohne den Blick des Anderen«, schreibt Han. »Eine totale Ausleuchtung würde sie *ausbrennen* und eine besondere Art *seelischen Burnouts* hervorrufen.« Nur, dass Han ›als Präventivmaßnahme‹ leider nichts Besseres einfällt, als die Empfehlung, »sich im Pathos der Distanz zu üben«.

Wäre es nicht klüger – vielleicht sollte man Rolf Dobelli bitten, dies in die nächste Auflage seiner »Kunst des klugen Handelns« aufzunehmen –, statt im »Pathos der Distanz« sich in der *Praxis* der Distanz zu üben? Die individuelle Heterotopie des ›Nicht-Beobachtens‹ und ›Nicht-Beobachtbarkeit‹ zu praktizieren. Nicht delegiert an Dritte, sondern in der Ersten Person Singular. Im Selbstversuch. Hic rhodus hic salta! – Denn so naheliegend in diesem Zusammenhang der Gedanke eines ›immunologischen Kalküls‹, einer ›Wette‹ gegen den Totalitarismus der Transparenzgesellschaft: Als eine an Andere adressierte intellektuelle Message lässt ja schon wieder in Vergessenheit geraten, dass das yogische Exerzitium

nicht nur der Beobachtung und dem Beobachtbaren eine Grenze setzt, vielmehr auch die Schranke instrumentellen oder strategischen Handelns signalisiert.

54

Häresie der Formlosigkeit

»Knien, stehen und gehen« heißt ein Kapitel in Martin Mosebachs »Häresie der Formlosigkeit«. Das Buch, in dem der praktizierende Katholik Mosebach die von den »Formenzertrümmerern« des Zweiten Vatikanums beschlossene Abkehr vom Ritus der Lateinischen Messe beklagt. »Knien, stehen und gehen« verkörpern in diesem Zusammenhang zweckvolle rituelle Formen des Sakralen, deren Sinnhaftigkeit sich den religiös Aufgeklärten und Modernen nicht mehr erschließe bzw. von ihnen ignoriert werde. Und deren Vernachlässigung oder Abschaffung Mosebach paradigmatisch erscheint für die in der Massendemokratie zu beobachtende säkulare Tendenz der *Entformalisierung*, wie die Soziologen dies nennen.

Der Entformalisierungstrend wird – worauf die Soziologen ebenfalls hinweisen – von allerlei Ausdrucksgestalten bewusster *Reformalisierung* abgeschwächt. Jugendliche, die sich auf einmal für Gesellschaftstanz interessieren und zu bestimmten Anlässen wieder in Anzug und Krawatte erscheinen; Erwachsene, die sich gern im Fach »Manieren« »nachsozialisieren« lassen, wenn ihnen diese denn von einem äthiopischen Prinzen kredenzt werden. – Getrennt von Ent- und Reformalisierung verlaufen, von der Digitalisierung ausgelöst, die Prozesse der Verhaltensformatierung. Menschen, die wo immer sie gehen und stehen – das Knien entfällt – in ihre Handys schreien, sind »Opfer« dieser technologisch induzierten Verhaltensformatierung. Der Entformalisierung leistet sie am stärksten Vor- schub und einer Reformalisierung zieht sie enge Schranken.

Außer jemand retiriert in die Uckermark und lebt seiner schriftstellerischen Abgeschiedenheit. Wo er seinen Weltschmerz über die grassierende Häresie der Formlosigkeit in fein ziselierte Prosa umarbeitet. Und in Jahresabständen eine essayistische Chiffrierung seiner Beobachtungen eines »Außenseiters« einem Printorgan wie dem SPIEGEL oder der ZEIT zustellt. Die von 2013 ist mit »Der Plurimi-Faktor« überschrieben. Der »Anschwellende Bocksgesang« von 1993 hat sich über die Jahre zu der in konstanter Höhe tönenden Solostimme gewandelt, die man unschwer als die

von Botho Strauß erkennt. – Noch als erklärtermaßen Unzugehöriger gehört er somit zum Kulturdepartement des Medien-Spektakels, das den Exoten goutiert. Bei aller mönchischen Formstrenge dieser Literatenexistenz implementiert sie so wenig wie die Mosebacht'sche eine wirksame Unterbrechung des Formen zermalmenden und nurmehr reformatierenden Welt- und Medienbetriebs. Die Dialektik der medialen Beobachtungs- und Aufmerksamkeitsbewirtschaftung erweist sich gegenüber *jeglicher* Sichtbarkeit resp. Beobachtbarkeit als unerbittlich.

Unter »Plurimi-Faktor« versteht Strauß gleichermaßen den medialen Mechanismus und den subjektiv eingespielten Reflex »die Meisten zur obersten Interessenssphäre zu machen« und »das Breite zur Spitze zu erklären«. Der »intellektuelle Götzendienst vor dem Populären« verlange »stete Anpassung nach unten«. Der »Plurimi-Faktor« wäre also die Straußsche Chiffre für Mosebachs »Häresie der Formlosigkeit«. Sloterdijk kommt in dieser Konsensgemeinde der Rechtsintellektuellen, die das linke Wochenblatt »Der Freitag« ausgemacht haben will, ohne unverständlichen Neologismus aus, Sloterdijk ›live‹: »Wir haben heute eine Kultur, in der eine Romantik des Sich-gehen-Lassens allgemeines Bewusstsein geworden ist. Und wo jeder, der lehren will und der trainieren will, als verdammter Schulmeister denunziert wird. Das ist der kollektive Reflex: Sobald jemand was weiß und es sagt und darauf insistiert, dass das Gewusste wirklich etwas Gewusstes ist, der wird sofort als ein verfluchter Besserwisser, als ein Schulmeister, als ein Spielverderber, eigentlich als ein Ekel marginalisiert. Die Gesellschaft selber will im Grunde ungestört in ihrer konsumistischen Universalbohemisierung weitermachen.«

Um auf Strauß zurückzukommen: Nicht als ein Rechter, nicht als »angeblich Bewährtes« bewahren wollender Konservativer sieht er sich, sondern wie Mosebacht als »Reaktionär«. Kein politischer, eine Art ›Kulturreaktionär‹, Gegenpol zum Kulturrevolutionär gleichsam. Und jetzt hat Strauß auch den »Idioten« – etwas milder: den »Toren« – als apartes Rollenmodell des absonderlichen Intellektuellen für sich entdeckt: »Wenn alle meinen, es käme noch am entlegensten Ort darauf an, sich genügend Gesellschaft online zu verschaffen, so kommt dem Unverbundenen eine neue Rolle zu. *Idiot*: der Unverbundene, der anderen Unbegreifliches spricht.« Dem Typus des Straußschen Reaktionärs und Idioten lässt sich »eine bestimmte Zucht von Gedanken« zuordnen, »die das, was höher rangiert als sie selbst, erstens erkennt und zweitens nicht stürzen will, sondern sich ihm in der Hoffnung auf Teilhabe unterwirft«. Der Unterwürfige vertritt »keine Position, sondern ist [...] ein Idiosynkrat, den kollektive Selbsttäuschung, routinier-

ter Gesinnungsbetrieb, intellektuelle Liebedienerei erschrecken« – was als Strauß' Kurzporträt des Mainstream-Intellektuellen gelesen werden darf. Letzterer mag sich noch so alarmistisch gebärden, dem wahren Alarmisten begegnet man im ›reaktionären Absonderling‹ Straußscher Observanz: Der ist nämlich »eine Alarmanlage für eingeschlafene Füße des Geistes«.

Erfüllt Straußens uckermärkische Eremitage nicht sämtliche Kriterien einer gelebten ›Orthodoxie der Form‹? Eines ›immerwährenden‹ Exerzitiums? Man mag es so sehen. Ich zöge allerdings das temporäre Exerzitium vor, das im doppelten Sinne *immer wieder unterbricht*, also das yogische. Strauß' Dauerexerzitium ist zudem ein maniert intellektuelles. Der Mann »sinniert« zu viel, nicht ›zur Ruhe‹ kommen die Gedanken, sie werden ›bohrender‹. »Gebe es nur ein wenig mehr Sinnier-Existenz und etwas weniger Konferenz-Intelligenz! Zu beklagen ist der große Mangel an Stubenhockern und die Überzahl von weltfahrenden, an ihr vorbeifahrenden Akademikern.« So eine der ›Sinniersentenzen‹ in »Der Untenstehende auf Zehenspitzen«. – »Der heitere Idiot in der Welt der Informierten zu sein heißt, ohne eine Regung von Zukunftsunruhe, ohne Angst zu leben. Stattdessen aber in einer den Informierten ungültigen Redeweise sich mitzuteilen, die jedoch ungemildert und unverzerrt die Vibrationen eines rumorenden Untergrunds wiedergibt.« So die Schlusspassage des SPIEGEL-Essays von 2013. Strauß' Selbstzurücknahme nötigt Respekt ab, verglichen mit der Performance manch eines Liberalen oder Linksintellektuellen. Und gerade sie ermöglicht ihm, so Thomas Assheuer, ungewohnt sinister, Sätze von »dunkler Präzision«.

Was im Endeffekt zu wenig ist. Zu wenig für ein Paradigma des »Außen-seiter«-Intellektuellen, um zur ›Imitatio‹ zu animieren, attraktiv zu sein für einen Selbstversuch bei Intellektuellen, in denen das Unbehagen rumort: über die Deprivation der Intellektualität und des Geistes unterm Digitalverhängnis und über das Ungemach, das die Raison d'être des Intellektuellendaseins ereilt hat. Die bemüht »heitere« Gelassenheit des Eremiten Strauß, der »anderen Unbegreifliches spricht«, ist noch immer mit zu viel Selbstbespiegelung amalgamiert. Zu viel eitel-enigmatische Begrifflichkeit wird in ein Intellektuellen- und Literatendesign investiert, das intellektuell-gestisch und künstlerisch-ästhetisch erneuerte »Avantgarde« verkörpern möchte und doch bloß elitär daherkommt. Mithin, im Analytischen wie im Praktischen, zu wenig ›Selbsterknnirschung‹, Zurücknahme, Selbstvergessenheit. Ein Zuwenig an vorübergehendem ›Verswinden‹, gänzlichem ›Verschwundensein‹ auf den Bildschirmen ubiquitärer Beobachtung und Beobachtbarkeit. – Das ›immerwährende‹ Exerzitium

des Botho Strauß in seiner brandenburgischen Einsiedelei stellt – nach dem, was er davon an literarischem Zeugnis unserer Beobachtung zugänglich macht – eine ausnahmslos *intellektuelle* Übung dar: das fortlaufende Reflexions- und Schreibexerzitium des Autors Strauß. Dieser stellt in seiner Prosa Kunst nicht selten Preziosen aus der Feder eines der Kontemplation hingegebenen Sensitiven aus. Doch literarische Sedimente, Zeichen, Spuren einer Kunst des ›stillen Sitzens‹, des Schweigens, einer Übung des Nicht-Denkens und reinen Gewahrseins, der ›Nicht-Beobachtung‹ beobachtet der Leser nicht bei ihm. Nirgends in seinen Texten die Andeutung eines Exerzitiums der selbst- und weiterneuenernden Selbst- und Weltpause. Das Reflektieren und das Schreiben, diese beiden sollen es richten – *sola scriptura, solus intellectus*. Von *diesem* Konsens mag selbst der Polemiker gegen Konsens und »Konsensivität« nicht abrücken. Aus dem restriktiven und repressiven Kommentar westlich-abendländischer Intellektualität, der ›das Andere‹ des Denkens – schweigendes Gewahrsein im Nicht-Denken – neben diesem nicht dulden will und es daher verfehmt: aus dieser Abwehrfront schert offenbar auch der Solitär in der Uckermark nicht aus.

55

Das Unscheinbare und Geringfügige oder: eine zweckfreie Form, die allen Formzwecken zu Gute kommt

Können die ›Orthodoxien der Form‹ eines Mosebach oder Botho Strauß etwas ausrichten in der Angelegenheit ›notleidender Formen‹? Eine Re-kultivierung, ein Wiederaufforstungsprogramm gegen das »überall praktizierte Programm der schweinischen Lebensführung«? Strauß postuliert: »Wir anderen müssen neue unzugängliche Gärten bauen! Zurück zur Avantgarde! Den Kunstbegriff gilt es auf Brennpunktgröße zu verengen.« Und dann zitiert er Borges: »Eine verstreute Dynastie von Einsiedlern hat das Antlitz der Erde verwandelt.« – Um das auch für die Zukunft zu glauben, muss man sich – die von Strauß dem Kulturreaktionär zugedachte Verwandlungskunst – zum »Geschichtsmythologen« verpuppen. Was in diesem Fall schwerlich möglich erscheint ohne ›Sacrificium intellectus‹ – etwas, das für den Intellektuellen und den Yogi in Personalunion so wenig in Frage kommt wie für gewöhnliche Intellektuelle.

Der Reaktionär *reagiert* – so die schlichteste und etymologisch scheinbar zwingende Erklärungsformel des Kulturreaktionärs bei Strauß. Ein Re-

agieren, dessen anscheinend spektakulärer ›actus purus‹ – überhaupt eine Reaktion zu sein – diese spätmoderne Hybridgestalt des Intellektuellen bündig begründen und rechtfertigen soll. Dass nämlich endlich einer reagiert, nicht länger mitspielt beim Abspulen des »Programms der schweini-schen Lebensführung«; nicht wie hypnotisiert an der Schrottpresse der kulturell überlieferten Formen den Hebel auf- und abbewegt. – Und womit reagiert der Kulturreaktionär? Mit Wort und Schrift. Na fein! Das macht Eindruck.

Triftiger ließe sich, wenn schon, die Strauß'sche Emphase des Reagie-rens mit dem Intellektuellen *als Yogi* in Verbindung bringen. Der *reagiert*. Nicht mit Wort und Schrift, womit die Intellektuellen immer schon agiert haben. Das yogische Exerzitium ist die Reaktion. Und Reagieren macht im Unterschied zu dem der Reflexion, der Sprache und der Schrift, einen Unterschied ›toto coelo‹. *A difference that makes a difference*, wie dies Gregory Bateson ausgedrückt hat in seinem Buch »Ökologie des Geistes«. Deren Gleichgewicht – das Urteil drängt sich mir auf – so ziemlich von Anfang an ein gestörtes ist, insoweit sich der ›alteuropäische‹ Intellektualismus von jeher im ›Logozentrismus‹ verbarrikadiert hat.

Und insofern *reagiert* der Praktizierende des yogischen Exerzitiums einmal mehr. Also nicht nur in Hinsicht auf die unter den kulturellen und ästhetischen Formen wütende Furie des Verschwindens. Ein doppeltes Re-agieren, das indes nicht zu dem Fehlschluss verleiten sollte, man könne es als Kampfmittel gegen die Erosion der Formen einsetzen. Was schon deswegen nicht möglich ist, weil das yogische Exerzitium – die Kunst still zu sitzen und alles Zweckdenken und -handeln fahren zu lassen – kein Mit-tel ist zu überhaupt irgendeinem Zweck. Es stellt die *zweckfreie Form* par excellence dar, indem es ihm nicht einmal um die Erregung ›interesselosen Wohlgefallens‹ zu tun ist, was einer ansonsten ebenfalls zweckfreien ästheti-schen oder künstlerischen Form noch immer als residuelle Zweckbestim-mung eignet. Die ›Kunst still zu sitzen‹ fällt nicht in die Kategorie der ›schö-nen Künste‹. Wozu ihre Form – deren ›Scheinen‹ – auch zu unscheinbar wäre.

Oder zu geringfügig. Das ›nur sitzen‹ der yogischen Übungsform folgt dem Prinzip Minimalismus – ›fast nichts‹ und ›so gut wie nichts‹. Die yo-gische Übung ist in ihrem äußeren und leiblichen Arrangement wie auch der inneren oder mentalen Anweisung nach darauf angelegt – ich vermeide es zu sagen ›auf den Effekt berechnet‹, das wäre bereits wieder der prinzi-piell missverstehende Tunnelblick ubiquitären Zweckdenkens –, dass sich mit dem Üben etwas ereignet, das einem *Verschwinden* gleich kommt,

zumal von der Warte des Weltbetriebs aus betrachtet. – Der Yogi *reagiert*, indem er verschwindet. Und die verschwindende Form des yogischen Exerzitiums – seine Unscheinbarkeit oder Geringfügigkeit – ist die dem Verschwinden gemäße Form. Unterm hypnotischen Aktivismus des Beobachtens und Sich-exponierens im Blickfeld der Anderen wäre Verschwinden das Einzige, das mit Strauß'scher Emphase »Reaktion« genannt zu werden verdiente. Mithin ein Glücksfall, keine Katastrophe. Was wiederum, auweia das ist böse, einer Betriebsnudel wie der Meckel – ›hilfe, wir verschwinden!‹ – schwerlich beizubringen sein dürfte.

56

Wohin verschwinden die Yogis?

Wie und wodurch das yogische Exerzitium als zweckfreie Form allen Formzwecken zu Gute kommt und so, absichtslos, dem Erhalt tradierter kultureller Formen zuträglich wäre, bleibt noch auszuführen. Wir ziehen lediglich die Beantwortung einer Frage vor, die beim intellektuellen Beobachter für Beunruhigung sorgen könnte. Und wenn es uns schon einmal gelungen sein sollte, die theoretische Neugier von Intellektuellen auf den Yogi zu lenken, so gilt es, die Gelegenheit beim Schopf zu packen. – Die beunruhigende Frage lautet: Wohin verschwinden die Yogis? Im alten Indien verschwanden einige von ihnen, Sadhus genannt, im Urwald, Weib und Kind und Haus und Hof hinter sich lassend. Das steht hier nicht zu fürchten. Auch kein psychisches Verschwinden statt des physischen. Keine Auslöschung von Geist und Psyche in einem katatonen Zustand, in einer Erstarrungspsychose, wie noch der Psychiater Medard Boss nach einer Indienreise glaubte herausgefunden zu haben.

Der mit dem Intellektuellen fusionierte Yogi verschwindet, weit weniger dramatisch und kein bisschen schaurig, in der leiblichen Unmittelbarkeit seines Atems. Manfred Osten zitiert Goethe unter anderem mit der modernitätskritischen Bemerkung: »Niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt.« Wie wahr. – Und der umgekehrte Fall? Wie sähe das aus: sich – *diesen erfahrend* – auf den Atem einzulassen und mit seinem Rhythmus als dem ›Element worin wir schweben und wirken‹ in yogisch-meditativer Achtsamkeit eins zu werden? So, als wenn sich bei der fensterlosen Monade, die für gewöhnlich unser Leben und Alltag ist, ein Spalt auftäte und plötzlich der Blick nach draußen fällt: Was er – nein, nicht

beobachtet, sondern wahrnimmt resp. gewahrt – ist *Realität*. Diesseits der gesellschaftlichen und sprachlichen Konstruktion von Wirklichkeit, für die der Weltbegriff entsteht. Das Reale außerhalb des Simulakrums, zu dem das Symbolische und das Imaginäre mit der ›virtual reality‹ zusammenschließen und einen hermetisch abgedichteten Weltinnenraum erzeugen.

Ankommen in der ›immerwährenden Gegenwärtigkeit‹ des Realen. Die Erfahrung einer mentalen Zone des aufgehobenen Mangels und der suspendierten Sorge. Daher die Empfindung vollkommener Losgelöstheit und eines außerordentlichen seelischen Aufschwungs – eine Erfahrung von »Elevation«, so der von Adorno für derlei Höhen- und Ausnahmezustände des Geistes reservierte Terminus. – Um auf die alten Inder und ihre Yogis zurückzukommen: Im Sanskrit charakterisiert den geistigen Befreiungszustand – ›Mokscha‹ – das Kompositum ›Sat-Chitt-Ananda‹. Was intellektuell gebildete Abendländer inzwischen stehenden Fußes korrekt wiederzugeben im Stande sind mit der Begriffsreihung ›Sein-Bewusstsein-Glückseligkeit‹. Unter anderem Dank der ideellen Übersetzungsbemühung von Aldous Huxley, Mitglied im Club der toten Denker, in seiner angenehm unakademisch gehaltenen Anthologie »Philosophia perennis«, die mystische Texte aus verschiedenen Epochen und Kulturen kompiliert.

Das Vermögen der Form! *Diesem allein*, nichts anderem, zuvörderst keiner willentlichen Manipulation der Denkgewohnheit oder der Verhaltensaktivität, verdankt sich jene durch das yogische Exerzitium bewirkte ›Auftriebsbewegung‹ in Psyche und Geist. Die wiederholt und regelmäßig erfahren, dazu angetan sein könnte, eine in Unordnung befindliche »Ökologie des Geistes« allmählich wieder ins Lot zu bringen. Individuell und – noch wagt man daran nicht einmal zu denken – kulturell. – Woraus sich sowohl individuell-persönlich als auch kulturell-gesellschaftlich eine Aufgabe ableiten ließe. Der Neurophilosoph Thomas Metzinger formuliert sie gelegentlich als die Aufgabe des Einzelnen, auf andere Weise als bisher »Verantwortung zu übernehmen« für seinen »Bewusstseinszustand«; und der Gesellschaft dafür, welche Bewusstseinszustände sie bei ihren Mitgliedern bewusst fördern möchte und welche nicht. Eine naheliegende und unter Umständen – Stichwort »Biopolitik« – heikle Idee.

Das Vermögen der Form – mit diesem Hinweis beantwortet sich endlich auch die Frage, wie oder wodurch die zweckfreie Form – das yogische Exerzitium – allen Formen zu Gute kommt. Die mit der Übungserfahrung sich einstellende, durch sie quasi inkorporierte Wertschätzung der Form, dieser bestimmten Form, überträgt sich auf den Umgang mit kulturellen

Formen generell. Diesbezüglich müsste Sensibilität nicht erst wieder geweckt, das Verständnis nicht intellektuell mühsam auseinandergesetzt werden. – Man darf sich die in den Alltag oder das Leben insgesamt ausstrahlende Wirkung des yogischen Exerzitiums ruhig einmal in Analogie zu dem veranschaulichen, was bei Martin Mosebach über das liturgische Ritual zu lesen ist: »Das gehörte [...] zu meinen Erfahrungen: dass der Ritus und die zu ihm gehörende Musik nicht als gelegentliches erbauliches oder womöglich gar als höchst eindrucksvolles Konzert [...] genommen werden dürfen, sondern lebenslang geübt werden müssen – das Gebot, jeden Sonntag in die Kirche zu gehen, ist deshalb als Gebrauchsanweisung im Umgang mit dem Ritus zu sehen, der ohne die selbstverständliche und wahrhaft gedankenlose Einschmelzung in das Leben seine Wirkung nicht entfalten kann.«

Schließlich bildet das yogische Exerzitium die Grundübung und liefert mit derselben die Standardvorlage zu der beliebig erweiterbaren Reihe »abgeleiteter« zweckfreier meditativer Übungsformen. Die ihrerseits durch »selbstverständliche und wahrhaft gedankenlose Einschmelzung in das Leben« daselbst ihre Wirkung entfalten. Und gewiss gibt es Begnadete wie den Klaviervirtuosen András Schiff, denen ganz unabhängig von der yogischen Grundübung ihr individuelles meditatives Exerzitium bereits »alles gibt«. Schiff, mit anheimelndem K-und-K-Timbre in der Stimme : »Wenn ich aufstehe, sogar vor dem Frühstück, dann spiele ich ein Stück von Johann Sebastian Bach. Das ist für die seelische Hygiene. Bach zu spielen, das gibt mir alles.«

57

Kinder brauchen Rituale und Erwachs'ne ebenso

Vor Jahrzehnten verkündete der Psychoanalytiker Bruno Bettelheim »Kinder brauchen Märchen«. Heute sagt der Theologe, Philosoph und Kulturwissenschaftler Christoph Türcke, dass sie Rituale brauchen. Wie die Erwachsenen auch, um der »Hyperaktivität« in der »Aufmerksamkeitsdefizitkultur« gegenzusteuern. – Mag ja alles richtig sein. Nur, dass der Vorschlag für ein »Schulfach Ritualkunde« – bis auf die unterrichtspraktische Ebene wird bei Türcke die Idee von der Notwendigkeit der Rituale heruntergebrochen – wieder einmal eine intellektuelle Interventionsidee vorstellt, bei welcher die intellektuelle Seins- und Produktionsweise selber außen vor bleibt, un-

thematisiert, ausgeblendet. Der Intellektuelle spricht wieder ausschließlich von Anderen und für Andere und nicht auch von sich. Obwohl er gerade in puncto »Aufmerksamkeitsdefizitkultur« oder einer hyperaktiven »Beobachtung von Beobachtung« dazu allen Grund hätte. Alle Ursache, bei sich selbst anzufangen. Würde er dann doch auch sogleich bemerken, dass es sicher nicht an erster Stelle Rituale sind, die geeignet erscheinen, der Misere Herr zu werden, weder bei sich selbst noch bei den Anderen.

Der Pianist András Schiff mit seinem allmorgendlichen Klavierspiel-Exerzitium, das ihm »alles gibt«, wäre einer, der bei sich selbst anfängt. Aber tut er dies nicht eben mit einem Ritual? Keineswegs. Exerzitium und Ritual sind zwei Paar Stiefel. Rituale oder auch Zeremonien sind kollektiv, gemeinschaftlich aufgeführte »Zweckformen« einer reibungslosen Vergesellschaftung, salopp gesagt, »soziale Schmiermittel«. Exerzitien – gleichgültig ob geistlicher Natur, intellektuellen Zuschnitts oder meditativ-zweckfrei – dagegen abseits der gesellschaftlichen Verbindlichkeiten praktizierte strikt individuelle Übungen. Das yogische Exerzitium sowie die abgeleiteten meditativen Übungsweisen darüber hinaus keine Zweckformen, sondern zweckfreie bzw. in sich zweckhafte Formen – ein sich selbst genügender humaner Selbstausdruck. »Die Ros' blüht ohn' Warum« – so pflanzenhaft selbst- und zweckvergessen zu üben, ist freilich den »Triebtätern des Intellekts« nicht in die Wiege gelegt.

58

»Du musst dein Ändern leben« oder: geblieben ist ein Kalauer

»Üben, üben, üben!« überschrieb 2009 der ZEIT-Redakteur Adam Soboczynski seine ganzseitige Rezension von Sloterdijks Übungsbuch »Du musst dein Leben ändern«. Die Inflationierung ist nur ein Problem, mit dem Sloterdijk seinen Übungsbegriff befrachtet hat. Wer das Üben zu einem generellen Desiderat erklärt, plantiert nolens volens die Differenzen: auf einmal sind alle »Übungskatzen« grau. Die eine, möglicherweise entscheidende Differenz ist nicht erkennbar: diejenige Übung, auf die es wirklich ankäme. Kein Wunder also, dass sich das intellektuelle Lesepublikum der Sloterdijkschen »Variationen eines Immergleichen« inzwischen vornehmlich in der Form des Kalauers »Du musst dein Ändern leben« erinnert. – Die eine wie die andere Parole, Original und Kalauer, verken-

nen, dass sie lediglich *mehr vom Gleichen* verlangen. Sehen nicht, dass das der Rhetorikemphase des Sich-Änderns einzig gemäße Ändern darin bestünde, mit ihm aufzuhören. Und dass nur diejenige Übung eine wäre, die *einen Unterschied macht*, indem sie gerade nicht das Prinzip des Sich-ändern-müssens sanktioniert und exekutiert.

Der kompetitive Steigerungs- und Optimierungsimperativ, der unsere Mentalität beherrscht, hat die permanente Selbstveränderungsforderung immer schon zur Prämisse, sodass die Aufforderung »Du musst dein Leben ändern« – wahlweise »Du musst dein Ändern leben« – den Charakter einer paradoxen Intervention annimmt, die nicht funktionieren kann und die man daher ignorieren sollte. Will man sich im spätmodernen Gesellschaftszirkus nicht weiterhin *unverändert* am Nasenring der Paradoxie durch die Manege ziehen lassen. Unverfänglicher wäre da noch der Rat des Ökonomen Fred Luks, sich zu entspannen und durch Ironie und Großzügigkeit die Welt zu retten. Entspannung ist freilich ein weites Feld und das marktgängige Angebot an Entspannungsübungen schon wieder auf Effizienzsteigerung programmiert.

Sich entspannen, rät Luks, und liegt damit im Grundsätzlichen dennoch nicht falsch. Wohingegen Sloterdijks Begriff der »Vertikalspannung« als das Kriterium des von ihm empfohlenen Übens grundsätzlich in die falsche Richtung weist. Die der unablässigen Steigerung und Selbstoptimierung. Dies als die Quintessenz der zu übenden »guten Gewohnheiten gemeinsamen Überlebens« zu deklarieren, propagiert mindestens auf der Mentalitätsebene ein »Weiter wie bisher«, oder sagen wir der Ehrlichkeit halber eine optimierte Version desselben.

In »Du musst dein Leben ändern« wandelte Sloterdijk zur Abwechslung einmal ganz unironisch im Habit des engagierten Intellektuellen. Zu dessen Pose des für Weltrettungsfragen Zuständigen passend die allzeit zitierfähige Eidesformel, deren Pathos zu allem und nichts verpflichtet: »... in täglichen Übungen die guten Gewohnheiten gemeinsamen Überlebens anzunehmen«. – Der Schwabe würde sagen, was interessiert mich Sloterdijks Geschwätz von Gestern, wo das Zählwerk seiner täglichen Textabsonderung schon wieder etliche tausend Seiten vorangerückt ist. Uns beschäftigt es auch noch im nachfolgenden Stück, lässt sich daran doch sehr schön demonstrieren, wie man den zeitgenössischen Yogi – den im intrapersonalen Bund mit dem Intellektuellen – und sein Exerzitium *nicht* modellieren sollte.

Woran sich Sloterdijk übungsgedanklich auf 700 Seiten abarbeitet, ist nicht ein Stück Empirie, sondern ein Modell, *sein* Modell von Übung alias »Anthropotechnik«. Was Sloterdijs essayistisches Amalgam aus Anthropologie, Kulturtheorie, Elitediskurs und Ethiktraktat als den vermeintlichen »Genius« der Menschwerdung und Kulturgene auf's Gesamt der Gattungsgeschichte zurückprojiziert, ist dem Unruhegeist des Optimierers oder Self-Enhancers von heute nachempfunden. Dabei mutiert die ursprünglich spirituelle Form des Übens zur fragwürdigen Idee von einer »Psyche der Macht«, mit Judith Butler zu sprechen, in der sich das legitime, weil notwendige Moment von Selbstkontrolle und Disziplin zu einer Totalbeherrschungs- und Selbstermächtigungsphantasie des Mentalen aufbläht. Daher faszinieren ihn so sehr die »Blähgestalten« oder Fehlformen des Exerzitiums, die »Artisten« und »Athleten« der »Vertikalspannung«, die Hungerkünstler und Fakire Altindiens und die frühchristlichen Säulenheiligen in der syrischen Wüste.

Sloterdijk ist nicht für den Umstand des Modellierens zu kritisieren. Auch das yogische Exerzitium, das den vorliegenden Versuch über den Intellektuellen und den Yogi inspiriert, ist »konstruiert«, ein Modell, es beruft sich nicht auf eine historische Empirie des Yogischen. Zu widersprechen ist Sloterdijs »Abbildung« des einen Kontextes auf den anderen, d.h. die Projektion seines, früher hätte man gesagt »ideologisch gefärbten« Modells von Übung in die Ursprungsgeschichte des Übens und der »Übungssysteme« überhaupt. Um aus diesem Ursprungsmythos wiederum – per Zirkelschluss – sein die »Trainingslager« der Moderne und deren Leistungs- und Steigerungsethos feierndes Übungsmodell herzuleiten und zu rechtfertigen. – Mit Blick auf den historisch realen Kontext, den nämlich von stationären Frühgesellschaften und einer mental »noch nicht in die Puschen gekommenen« Menschheit, mag »Vertikalspannung« und ein Leistungsethos der »Überforderung« ja eine korrekte Beschreibung der achsenzeitlichen Weisheitslehren und -praktiken abgeben und entsprechend auf die yogischen Exerzitien *im selben Zusammenhang* zutreffen. Dagegen im Kontext total mobilisierter Gegenwartsgesellschaften mit ihrer je schon unter Dampf gehaltenen Mentalsphäre und der hyperbeschleunigten Aufmerksamkeitsökonomie den Übungs- bzw. Exerzitiengedanken ausgerechnet mit dem Akzent auf Hyperspannung und mentale Höchstleistung ins Spiel zu bringen, wie Sloterdijk das tut, zeugt schon von erheblicher

Kontext- und Motivverwirrung. Es sei denn – und das verleiht dem Unfug dann Methode –, man fühlte sich wie Sloterdijk bemüßigt, dem von ihm beklagten »Egalitarismus« und allgemeinen Bohemisierung und »Frivolisierung« des Lebens in der spätmodernen Massengesellschaft »übend« entgegenzutreten und mit einem Appell an Willensstärke und Leistungsbereitschaft in das gleiche Horn zu stoßen wie die kulturkonservative, über Werte- und Leistungsverfall lamentierende Elite der Besitzstandswahrer.

Immerhin hat Sloterdijk darüber nicht den »Hauptwiderspruch« unserer geschichtlichen Gegenwartsstunde aus den Augen verloren: »Unendlich im Endlichen« oder der Widerspruch, unbegrenzt wachsen zu wollen auf einem begrenzten Planeten mit endlichen Ressourcen. In diesem Punkt reichen sich Sloterdijk und Harald Welzer, der Meisterdenker und der »Selbstdenker«, die Hand. Und wie uns Welzer, damit wir uns der Wahrheit endlich stellen, die gedankliche Verrenkung seines »Futur II« anrät, so wartet auch Sloterdijk mit einem Gedankenexerzitium der exquisiten Sorte auf. Der »metanoetische« Imperativ – »du musst dein Leben ändern!« – plustert sich unter Wortgetöse zum »absoluten« auf, zur ethisch-praktischen »Überforderung« im »Übergroßen«, »Überwältigenden«, »Ungeheuren«. Gemeint ist die Kehrtwendung des Raumschiffs Erde um 180 Grad bei voller Fahrt und subito. – Dass aus all der Gedanken- und Verbalakrobatik *handlungspraktisch* erst einmal gar nichts folgt, nichts folgen könne, räumt Sloterdijk sogar selber ein: Die vom »absoluten Imperativ« der Metanoia der Umkehr Ergriffenen erleben, »dass es ihm oder ihr leicht fällt, nachdem diese Ergriffenheit einmal stattgefunden hat, sich zu dieser Überzeugung zu bekennen. Mit der Einschränkung, dass wenn man gefragt wird, »wie soll das gehen«, die Antwort wahrheitsgemäß lauten muss, »wir wissen es noch nicht.« So das Fazit im WDR5-Gespräch mit Jürgen Wiebicke vom 03.07.2009.

P. S. Ginge es also nach dem Hohepriester der Übungsrhetorik, bliebe der »Hauptwiderspruch« einstweilen unangetastet. Seine »Auflösung« – »endlich im Endlichen« lautet sie prägnant beim Eidgenossen Fred Luks – ist *gedanklich* überhaupt keine Kunst. Weder braucht es dazu den Meisterdenker noch den Selbstdenker. Den Widerspruch *praktisch* anzugehen und den ersten Schritt zu tun ist ein *Selbstpraktiker* gefragt. Der das yogische Exerzitium Praktizierende, seine »Kunst still zu sitzen«. Die Kunst, endlich im Endlichen zu üben. Plus minus eine Stunde täglich. Auf dem Sitzkissen oder dem »schönen grünen Stuhl« der Großmutter. – *Absichtslos* klärt sich der Geist in der »Weltpause«. Entspannte und wache Aufmerksamkeit, Voraussetzung für die Wahrhaftigkeit verantwortungsvollen Handelns, et-

was Besseres kann man dem Weltbetrieb nicht wünschen. Erst recht, das sieht Sloterdijk richtig, solange konkrete Antworten auf die meisten der brennenden Weltrettungsfragen – zuverlässig zielführende ›Kehren‹ bzw. Umsteuerungen des politischen und alltäglichen Handelns und Verhaltens – komplexitätsbedingt ausstehen.

60

Zweierlei Übung: Yogisches Exerzitium versus »Ästhetik der Existenz«

Januar 1978. Ein eisiger Ostwind fegt durch die Straßen Westberlins. An der TU jedoch geht es heiß her. Ein aufgekratztes Völkchen aus unabhängigen und undogmatischen Linken, Spontis und Stadtindianern hat sich zum »Tunix-Kongress« eingefunden. Um sich von der bleiernen Zeit im »deutschen Herbst« zu verabschieden. Nicht, um sich dem von der Kanzler-Schmidt-SPD ausgerufenen »Modell Deutschland« anzuschließen, sondern »Formen alternativen Lebens« zu diskutieren und auszuprobieren. Durch das Losungswort »Tunix« – einem provokant dem ›politisch etwas tun müssen‹ entgegen geschleudertes ›nichts tun!‹ – setzte man sich vom K-Gruppen-Maoismus und vom Moskowiter Revisionismus gleichermaßen ab. Mathias Bröckers erläuterte 2008 im Rückblick die »buddhadaistische Wendung« folgendermaßen: »Dass es nicht mehr um Theorie ging, sondern ums Machen, dass es keine Organisationen und Parteikader braucht, sondern Individuen, die sich vernetzen; dass es nicht darum ging, das System und die Kultur zu stürzen, sondern darum, sich Nischen der Freiheit und Autonomie im System zu schaffen – eine Gegenkultur.« Von der praxisfernen Utopie zur praktizierten Heterotopie, könnte man auch sagen. – Mitten im Gedränge des Jungvolks in Parker und mit Palästinensertuch ein gesetzter, akademisch unauffällig gekleideter Herr mit Glatze und einer Brille. Jedes Mal, wenn man das helle Rund seiner Glatze irgendwo entdeckte, strahlte er übers ganze Gesicht. Wer war dieser lachende Buddha? Kein anderer als Michel Foucault. Dessen Stern eben erst im Begriff stand, am deutschen Theorie- und Diskurshimmel aufzugehen.

Zwei Jahre zuvor, 1976, war im Berliner Merve-Verlag »Mikrophysik der Macht – Michel Foucault über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin« (Internationale Marxistische Diskussion Band 61) erschienen. Und im gleichen Jahr im Suhrkamp-Verlag Walter Seitters Übersetzung von »Überwachen

und Strafen«. Der Foucault, dessen Arbeiten aus den zurückliegenden beiden Jahrzehnten man in Deutschland gerade zu rezipieren anfang, war jener der »Analytik der Disziplinarmacht«. Der in Irrenanstalten, Kliniken, Gefängnissen institutionalisierten Disziplinarmacht. Die »das Begehren« der Einzelnen bis in die Körper hinein zurichtet und abrichtet. Der Foucault des Jahres 1978 war jedoch – was die zu diesem Zeitpunkt in Deutschland sich bildende Fangemeinde nicht wusste – bereits ein anderer. Dessen Forschergeist und Erkenntnisinteresse sich einem neuen Gegenstand zugewandt hatten. Dem nämlich einer »Ästhetik der Existenz«, in deren Mittelpunkt die ethische »Sorge um sich« stand. Das Vorbild dieser Ethik sah Foucault in der Antike und ihren philosophischen Ansätzen zu einer ethisch-praktischen Lebensschulung (der stoischen beispielsweise), von deren »Selbsttechniken« es für eine autonome Lebensführung in der Gegenwart zu lernen gelte. – War Foucault damit auf einen »yogischen Übungskomplex« im antiken Gewand gestoßen? Es ist nicht erforderlich, ihn diesbezüglich im Club der toten Denker persönlich zu befragen (zumal das Gerücht geht, dass er an einer umfangreichen Archäologie des im Club postmortal angestauten Wissens arbeite und wir ihn also nur unnötig stören würden). Wir können die Frage ebenso gut anhand eines instruktiven Artikels von Christoph Menke klären, den er im Anschluss an die Frankfurter Foucault-Konferenz von 2001 zu Papier gebracht hat, »Zweierlei Übung – Zum Verhältnis von sozialer Disziplinierung und ästhetischer Existenz« (veröffentlicht in: Axel Honneth/Martin Saar (Hg.), Michel Foucault – Zwischenbilanz einer Rezeption, Frankfurt 2003).

Die Unterschiedlichkeit des Übens, wie sie Menke mit dem Ausdruck »zweierlei Übung« am Beispiel Michel Foucaults im Auge hat, bezieht sich auf die Differenz von ästhetisch-existenzieller Übung im Rahmen einer Ethik der persönlichen Lebensführung (auch Lebenskunst genannt) einerseits und Übungen, die dem Zweck der sozialen Disziplinierung oder Normalisierung individuellen Verhaltens dienen andererseits. Diese fallen in den Zuständigkeitsbereich der Disziplinarmacht oder »Mikrophysik der Macht«, gemäß Foucaultscher Terminologie. Sie zielen mithin auf Unterwerfung. Während die zur »Ästhetik der Existenz« gehörige Übung im emphatischen Sinne persönliche Autonomie ermöglichen soll. – Die allgemeine Definition der Übung bei Foucault, die beide Arten des Übens einschließt, lautet: »Keine Technik, keine berufliche Fähigkeit lässt sich ohne Übung (*pratique*) erwerben; auch die Kunst des Lebens, die *techné tou biou* kann man nicht lernen ohne eine *Askese*, die als Übung eines selbst durch sich selbst (*un apprentissage de soi par soi*) angesehen werden muss.«

(Zitiert nach Menke S. 283). Eine frühere Definition formulierte Foucault noch ganz unter dem Eindruck seiner Analyse der Disziplinarmacht und sie umfasst daher Aspekte, die nicht bzw. nicht unkommentiert auf die Übung im Kontext ethisch-existenzieller Lebensführung übertragbar sind: »Die Übung ist nämlich jene Technik, mit der man den Körpern Aufgaben stellt, die sich durch Wiederholung, Unterschiedlichkeit und Abstufung auszeichnen. [...] Auf diese Weise gewährleistet sie in der Form der Stetigkeit und des Zwanges sowohl Steigerung wie Beobachtung und Qualifizierung. [...] Die Übung wird ein Element in einer politischen Technologie des Körpers und der Dauer. Anstatt in einem Jenseits zu gipfeln, richtet sie sich auf eine nie abzuschließende Unterwerfung (*assujettissement*) aus.« (Aus »Überwachen und Strafen«, zitiert nach Menke S. 283f.).

Die Schwierigkeit des Unterscheidens entsteht auf Grund des gemeinsamen Merkmals beider Übungsarten: das Lernen einer »Selbstführung«, die Subjektivierung bewirkt und Macht verleiht (Macht der Selbstbeherrschung und Selbstwirksamkeit). Der Unterschied dagegen besteht in Folgendem: Die sozial disziplinierende bzw. normalisierende Übung bedeutet ein »Sich-selbst-Führen« im Ausführen von heteronom gesetzten Aufgaben und Zielen. Im Gegensatz dazu die ethisch-existenzielle Übung ein »Sich-selbst-Führen« bei der persönlichen Lebensführung und deren autonom bestimmten Zwecken. – Interessant oder spannend nun für den Intellektuellen als Yogi die Frage, inwiefern sich sein yogisches Üben noch einmal von demjenigen des ethisch-existenziellen Lebenskünstlers unterscheidet. Gemeinsam ist ihrem jeweiligen Üben der Primat des Könnens vor dem Wissen und dem Wollen.

Allerdings zeigt sich paradoxerweise der Könnensprimat bei der yogischen Übung gerade in der Zurücknahme des Anteils bzw. der Wertigkeit von Können beim Übungsvollzug. Die subjektive Handlungsmacht reduziert sich bei der Kunst der Aufmerksamkeitsübung auf ein Geringfügiges. Es verhält sich nicht nur so, dass Können vor »Kognitivismus, Theoretizismus und Voluntarismus« (Menke) rangiert, sie alle werden tendenziell auf Null heruntergefahren. Der Yogi setzt sich auf sein Kissen, hält sich aufrecht und achtet auf den Atem, weiter nichts. Seine Übung *macht sich von selbst*. – Im zweiten Teil seines Aufsatzes diskutiert Menke in der Hauptsache die Problematik einer teleologischen »Indienstnahme« von Übungen, d.h. ihre Ausrichtung auf Ziele und Zwecke. Von einem übergeordneten kosmologischen oder Gesamtzweck (wie noch im antiken Übungsverständnis) haben sich sowohl das neuzeitliche sozialdisziplinäre Üben als auch die moderne Lebenskunstübung losgesagt. Letztere steht der jeweils

autonomen Zweckentscheidung des Einzelnen offen. Dem, worin er das Gute eines guten Lebens für sich selbst erblickt. Wie aber steht es mit der Teleologie im Fall der yogischen Übung? Die yogische Kunst der Aufmerksamkeit erweist sich teleologisch rückgebunden in Hinsicht auf einen leiblich-mentalenen Selbstregulationsprozess. Den ›Zweckmanipulationen‹ nur stören bzw. verhindern würden. Gleichzeitig kommt in diesem den Geist und insbesondere die Aufmerksamkeitsfunktion regenerierenden ›Autoregulativ‹ (der teleologische Aspekt) noch die ›Form der Vernünftigkeit‹ resp. deren Stärkung zum Tragen, wie ich dies weiter unten im Habermasianischen Diskurszusammenhang näher beleuchte.

Mit Teleologie geht *volens* Normativität einher. Menke kritisiert an Foucaults später Konzeption der »Selbstsorge« deren *allgemeine* und eben nicht autonom persönlich gewählte teleologische und normative Festlegung. Ihre Bindung an die Finalität eines »schönen Lebens« verstehe Foucault nämlich durchaus im Sinne einer überindividuellen Norm des Schönen. Der Maxime gemäß: Für sich selbst ein schönes Leben führen und anderen das Gedächtnis an eine schöne Existenz hinterlassen. Menke: »Orientierung an der gelungenen Einheit des Lebens, für die sich wiederum ein allgemeines Kriterium angeben lassen soll, das der Schönheit. Der Schönheitsbegriff soll erweisen, ›dass die Ethik der Existenz eine sehr starke Struktur geben kann, ohne sich auf ein Rechtswesen, ein Autoritätssystem oder eine Disziplinstruktur beziehen zu müssen‹.«

Und der Yogi? Nichts gegen Schönheit. Aber die *inhärente* Norm, die seiner Übung innewohnt, lautet nicht Schönheit. Vielmehr Gewaltlosigkeit und Mitgefühl. Adornitisch ausgedrückt: Frieden und Versöhnung. Notabene nicht das Resultat eines in Freiheit gefassten Entschlusses. Keine Werte-Entscheidung, die auch anders ausfallen könnte. Stattdessen eine an Leib und Geist geschehene Transformation, eine mit dem Einzelnen nicht willentlich, sondern *übend* vor sich gegangene Veränderung. Sofern daran überhaupt ein Moment von Aktivität beteiligt gewesen sein sollte, beschränkt es sich auf die Tätigkeit wacher Aufmerksamkeit. Unabhängig vom Willen des Übenden sorgt ein im yogischen Exerzitium strukturell angelegter Effekt dafür, dass sich das Begehren nach Distinktion und Separation bei der individuellen Lebensführung und -gestaltung – ein zugleich Rivalität und Gleichgültigkeit gegenüber Anderen stimulierender Faktor – drastisch relativiert. – Menke beschäftigt unterdessen etwas anderes. Ein persönlich nominiertes Telos und einen entsprechenden »Lebensplan« zu verfolgen, stelle die gerade gewonnene Autonomie gleich wieder unter ›Kuratel‹. Leben verlöre dadurch seine Spontaneität, seine ›Zielführung‹, lasse

es »kontingenzvergessen« erscheinen. Was zutrifft. In diese Selbstwidersprüchlichkeit manövriert sich der praktizierende Lebenskünstler, wenn er nur tough und straight genug auf sein Ziel zusteuert. Weshalb Menke – das alte Motto ›der Weg ist das Ziel‹ beherzigend – die ideale »Ästhetik der Existenz« von der Ergebnisfixiertheit bzw. ›Produktorientiertheit‹ ablösen möchte, um sie auf ein selbstzweckhaftes Tätigsein zu vereidigen, auf »Bewegung der Selbstüberschreitung«.

Versteht sich, dass der Yogi mit seiner vergleichsweise schlichten oder bescheidenen Übungsform mit derlei Komplikationen oder Finessen sich nicht herumplagen muss. Und sich dennoch ungeschmälert an dem erfreuen darf, was – überdies zum Wohl der Allgemeinheit – übend mit ihm geschieht. – Additiv zum so global wie unverbindlich gehaltenen Begriff der »Selbstüberschreitung« führt Menke den der »Haltung« ein. Mit dem Haltungsbegriff formuliert er gleichzeitig das Resümee seiner Überlegungen: »Der Gegensatz von ästhetisch-existenziellen und disziplinären Übungen liegt nicht im Bereich ihrer Inhalte, Verfahren und Zwecke, sondern in dem, den Foucault wiederholt als den der ›Haltungen‹ bezeichnet hat: Ob eine Übung disziplinierend oder ästhetisch-existential ist, liegt an der Haltung, mit der man sie ausführt. So wie Haltungen nicht durch Entscheidung erworben werden, so lassen sie sich auch nicht an Entscheidungen festmachen. Sie drücken sich aus in der Art und Weise des Umgangs mit Tätigkeiten und Erfahrungen. Für die Haltung, die eine Übung zu einer ästhetisch-existential macht, habe ich vorgeschlagen, in der ästhetischen Freiheit zur Selbstüberschreitung ein entscheidendes Merkmal zu sehen. In ihr, in dieser Haltung ästhetischer Freiheit allein besteht, was die Übungen einer Ästhetik der Existenz von den normalisierenden der Disziplinarmacht unterscheidet – was also die Übungen einer Ästhetik der Existenz davor bewahren kann, eine weitere, vielleicht letzte und subtilste Form disziplinierender Unterwerfung zu werden.« (Christoph Menke, »Zweierlei Übung ...«, S. 299).

Zweierlei Übung, in der Tat. Weitere Unterschiede zwischen Menke'scher Lebenskunstübung und yogischem Exerzitium werden erkennbar. »Die persönliche Lebensführung gemäß einer ›Ethik ästhetischer Art‹ ist geprägt durch die ästhetische Freiheit zu Veränderungen und Prozessen, die keiner teleologischen Ordnung gehorchen.« Was sich nach einem konsequenten Votum für Autonomie anhört, würde – praktisch umgesetzt – von Beliebigkeit schwerlich noch zu unterscheiden sein. Yogisches Üben, wie gesagt, besitzt seine innere Teleologie. Andernfalls wäre es Larifari. Und noch so eine fragwürdige Charaktereigenschaft ethisch-existentialer

Übung, die Menke für einen Vorzug hält: Sie unterscheide sich inhaltlich und verfahrenstechnisch nicht von einer sozial disziplinierenden Übung. »Jede einzelne Übung kann ebenso disziplinierend wie befreiend sein. Jede Übung, ja sich schon zu üben, ist zweideutig. Es gibt daher keine Methode der Übung, der man folgen könnte, um der Disziplinierung zu entkommen.« Der Vollzug eines yogischen Exerzitiums mit solchem Effekt wäre eine fehlgeschlagene Übung. Weswegen ja auch »Yoga für Manager« nicht funktioniert: Wenn es – wie utilitaristisch intendiert – »anschlägt«, war es kein yogisches Exerzitium. Umgekehrt war es eines, wenn die zweckdienliche Absicht gründlich frustriert worden ist. – Weil unter Menkes Prämisse zwischen ethisch-existenzieller und disziplinierender Übung kein Unterschied in der Sache, keine strukturelle Differenz besteht, muss er sich zum windigen Haltungsbegriff flüchten. Haltung als »Bewegung der Selbstüberschreitung«, sans phrase. Eine Haltung und ein Transzendieren, die alles und nichts bedeuten. Jeder beliebigen Selbstüberschreitungs- bewegung ihr Placet erteilend.

Was heißt demgegenüber Haltung im yogischen Exerzitium? Mental: Achtsamkeit, die sich auf den Atem richtet. Leiblich: Ruhende Position bei aufrechtem Oberkörper. Beide Haltungsaspekte erzeugen nicht einen beliebigen Effekt, vielmehr jene ganz bestimmte Bewusstseins- transformation, deren Aspekte von mir sukzessive in diesem Buch dargelegt werden. »Sein Leben wie eine ästhetische Tätigkeit zu sehen und zu führen heißt, es als eine ästhetische Übung zu sehen und zu führen.« So Menke. Das Leben wie eine einzige Übung ansehen, sodass zuletzt alles an dieser Lebens- führung Übung ist. Verbales Pathos, wie es Sonntagsreden vorbehalten sein sollte. Von denen man gleich gar nicht erwartet, dass aus ihnen auch nur irgendetwas folgt. Wo alles Übung sein soll, ist es am Ende überhaupt nichts mit Übung. In praktischer Hinsicht läuft das Ergebnis von Menkes Betrachtungen bezüglich »zweierlei Übung« daher nur auf eines hinaus: keinerlei Übung.

P.S. Wodurch war Michel Foucaults Interesse an einer »Ästhetik der Existenz« und ihrer Übungsweise eigentlich geweckt worden? Durch das »Paradox der Beziehungen von Fähigkeit und Macht«, das ihm am Resultat seiner Untersuchung der neuzeitlichen Disziplinarmächte aufgefallen war. Der Kompetenzgewinn (und insofern auch Machtgewinn) des Subjekts in Folge einer Zunahme seines Könnens auf dem Gebiet der »Selbst- führung« (Selbstbeherrschung und Selbstwirksamkeit) war einhergegan- gen mit dem Machtverlust hinsichtlich Selbstbestimmung und autonomer Interessenwahrnehmung. Stattdessen erschien seine Disziplinierung und

seine Unterwerfung unter die Dispositive der Macht nunmehr total. So dass Foucault auf den Gedanken kam, durch Rückgriff auf eine ›vorneuzeitliche‹ Ethik der persönlichen Lebensführung eine nicht korrumpierbare Autonomie für das Subjekt zurückzugewinnen. All dies, so Christoph Menke, erkläre »warum der Wiedergewinn der verlorenen Macht des Subjekts zur persönlichen Lebensführung mehr als bloße Erinnerung und diese Erinnerung eine Arbeit oder Praktik sein muss: nämlich Übung. In den neuzeitlichen Disziplinargesellschaften hat das Subjekt die Macht persönlicher Lebensführung nicht mehr, sondern hat sie in seiner vollständigen Integration an die Normalisierungs- und Disziplinierungsprozesse verloren. Nur ühend, *anders* ühend lässt sie sich zurückgewinnen.« – Das jüngste Disziplinierungsstadium stellt natürlich die digitale Revolution mit ihrem Aufmerksamkeitsregime dar. Wie jedoch Menkes »anders ühende« Lebenskunst der »Selbstüberschreitung« gerade diese »vielleicht letzte und subtilste Form disziplinierender Unterwerfung« parieren soll, bleibt sein Geheimnis. Weshalb ich angesichts der sozial disziplinierenden und machtpolitisch normalisierenden Folgeerscheinungen des digitalen Zeitalters Menkes ›anders übender Verschwommenheit‹ allemal die kristalline Klarheit der yogischen Aufmerksamkeitskunst vorziehe. Ist doch mit ihr erkennbar die Chance verbunden, dass sie sich tatsächlich – bei Menke bloßes Postulat – »gegen die Gestalt (richtet), die das Subjekt in Prozessen der Disziplinierung und Normalisierung angenommen hat«. (Menke, »Zweierlei Übung ...«, S. 293 f.).

61

Apokatastasis Pantón im Diesseits

In seiner Auseinandersetzung mit Foucaults »Ästhetik der Existenz« und deren Übungskonzept gelangt Christoph Menke zu folgender Präzisierung der Norm menschlicher Autonomie: »Autonomie besteht nicht allein in einer Selbstbestimmung des Guten meines Lebens angesichts meiner in Disziplinierungsprozessen erworbenen Möglichkeiten und Fähigkeiten. Autonomie beginnt vielmehr erst dort, wo das um das Gute seines Lebens besorgte Subjekt diese Möglichkeiten und Fähigkeiten, und zwar gerade auch auf ihrer elementarsten Ebene, der der Führung des eigenen Körpers, zu verändern versucht.« Und weiter: »Genau dies ist der Sinn und die Notwendigkeit ästhetisch-existentieller Übungen: Sie greifen aus der Sorge um